
3 1761 07320495 0



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by
Eckehard Catholy

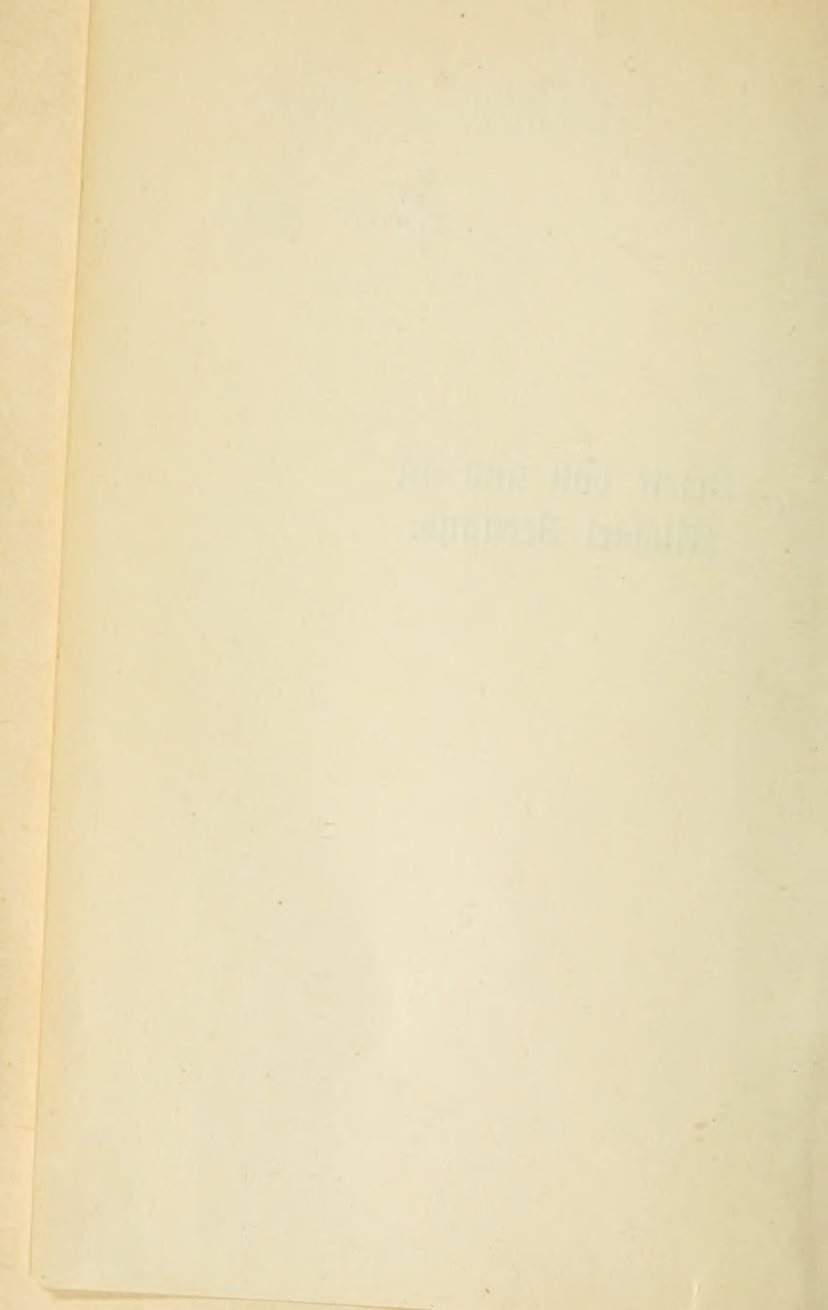
Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/briefevonundmich00bern

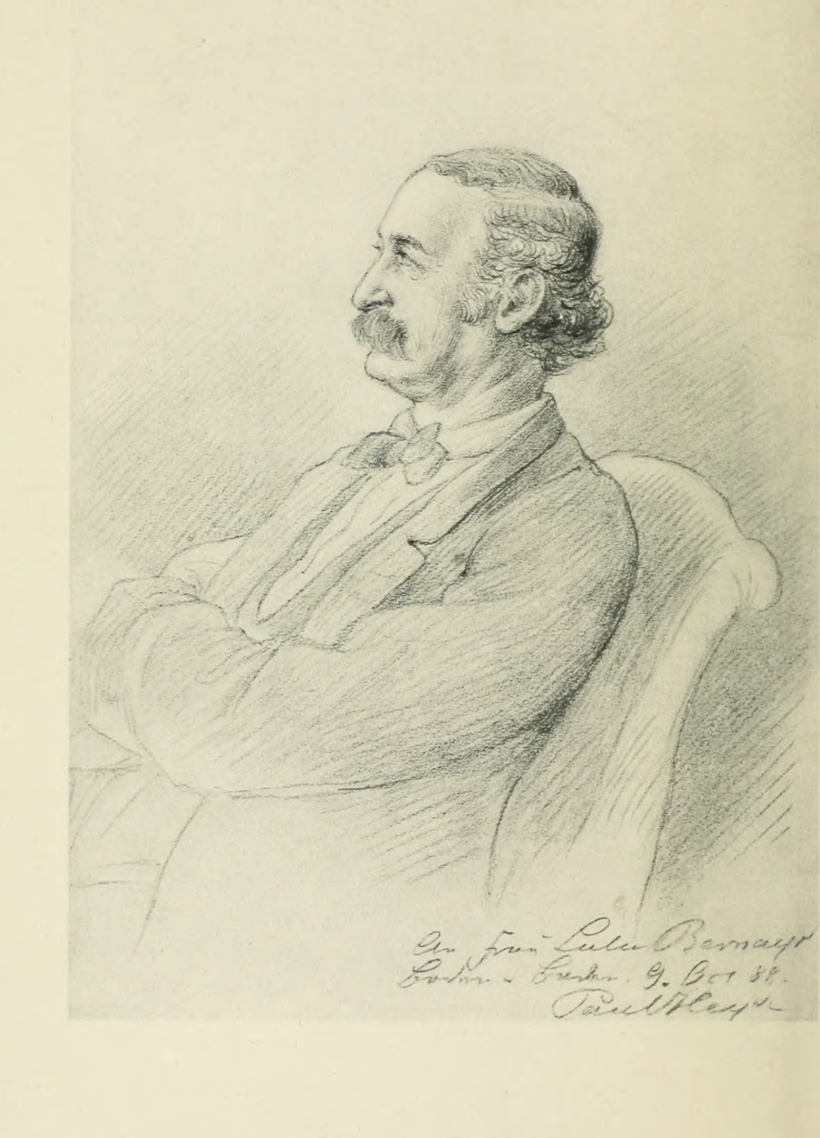


Eckhard Catholy
April 1948

Briefe von und an Michael Bernays.







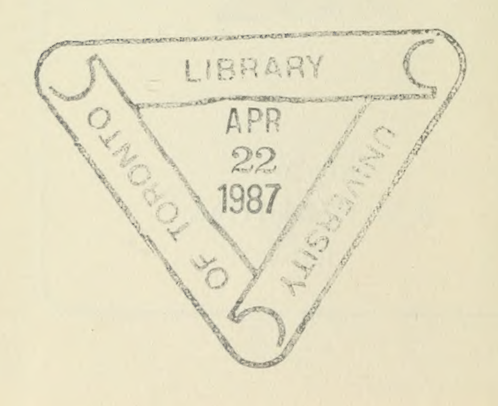
Briefe von und an Michael Bernays.

Mit einem Bildnis.



Berlin W.
B. Behr's Verlag.
1907.

Alle Rechte vorbehalten.



Inhalt.

Vorwort.

Am 25. Februar 1907 werden zehn Jahre dahingegangen sein, seitdem Michael Bernays, der Münchener Universitätslehrer, der Karlsruher Schriftsteller, der umfassende Kenner der Weltlitteratur und ihrer kritisch-philologischen Beachtung, aus dem Leben geschieden ist. Von der individuellen Begabung und dem Wissensumfange des Mannes, den einer seiner treuesten Schüler treffend als den letzten großen Polyhistor der deutschen Litteraturgeschichte bezeichnet hat, kurz zu sprechen, die machtvolle Persönlichkeit und ihre Einwirkung auf Freunde und Schüler in knapper Ausführung zu schildern, stellt strenge und eigenartige Anforderungen, deren nach allen Seiten hin befriedigende Erfüllung tatsächlich nicht möglich ist. Darum sei für denjenigen, der über die wissenschaftliche Stellung, über die Methode und Stilistik von Michael Bernays eingehende liebevoll gegebene Aufschlüsse sucht, hingewiesen auf die einleitenden Worte Georg Witkowskis vor dem dritten Bande der Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte (Berlin, B. Behrs Verlag. 1899).

Dem schon seit mehreren Jahren ständig sich wiederholenden Wunsche, aus den zahlreichen vorhandenen und soweit

erreichbar sorgsam gesammelten Briefen, deren allgemeinen, über den Kreis der philologisch-litterarhistorischen Zunftgenossen hinausgehenden Wert Einzelne gelegentlich zu rühmen wußten, eine Reihe erlesener Beispiele zu erhalten, diesem Wunsche wird nunmehr ein Jahrzehnt nach Bernays' Tode nachgegeben. Haben doch die vier Bände der Schriften gerade hier eine fühlbare, wenn auch damals, zur Zeit ihres Erscheinens aus persönlichen Gründen unvermeidliche Lücke gelassen! Mit der kindlichen naiv-gütigen pathetischen Selbstironie, die nahe Freunde als treffliche Eigenschaft an Bernays gern erkannten und rühmten, während sie hämisch-verständnislose fremde Beobachter wohl als prahlsüchtige Eitelkeit auszulegen wagten, hat Bernays gar oft mit lächelnder Miene die großen engbeschriebenen Quartbogen vom Schreibtische aufgehoben mit den Worten: „Wer schreibt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch solche Briefe!" Und ganz gewiß, seine Episteln erinnern weit eher an die inhaltsreichen Schreiben, welche die grands écrivains nach langer Überlegung zu versenden pflegten, Kinder einer Zeit, die noch für die Abfassung bedächtig-theoretischer oder geistreich-frivoler Abhandlungen an einen beliebigen Freund Sinn und Muße besaß, als an die flüchtigen Mitteilungen, an welche die bequemen Postverbindungen einer in dieser Hinsicht sicherlich ärmeren Gegenwart uns gewöhnt haben. Trotzdem ein gewaltiger, ein entscheidender Unterschied. Alle die Briefe, die Michael Bernays niedergeschrieben hat, sind mit dem untrüglichen Stempel seiner Persönlichkeit, im rein menschlichen Sinne gedacht, versehen. Sie sind bei aller Wissenschaftlichkeit, bei aller stilistischen Exaktheit nichts anderes als stark persönlich gefärbte Erzeugnisse von Stimmungen, welche bald die Durchnahme eines schwer sich zusammenfassenden Stoffes für das große Kolleg, bald die Beschäftigung mit den politischen Ereignissen des Tages, denen Bernays als aufmerksamer Beobachter folgte,

bald der Verkehr mit den Freunden oder der Welt im Atelier und auf den Brettern auslösen mußten. Gerade diese subjektive Betrachtungsweise alles dessen, was einem Menschen und Gelehrten, wie Michael Bernays es war, betrachtens- und anmerkenswürdig erschien, gibt diesen Briefen ihre, man darf es ohne zu übertreiben schon jetzt sagen, ethische und kulturhistorische Werte vereinigende Bedeutung.

* * *

Aus dem überreich vorhandenen Material die richtige Auswahl zu treffen war nicht leicht. Erst nach längerer Überlegung und Sichtung konnten die Grundsätze aufgestellt werden, welche für die Herausgabe maßgebend sein sollten. Der Gedanke, auf Grund der sowohl an Zahl, wie an Schönheit und allgemein anregendem Inhalt überragenden Briefe nicht streng fachwissenschaftlicher Art eine Sammlung zu erhalten, welche auch außerhalb des strengen Häufleins der litterarhistorischen Freunde und Schüler zu wirken vermöchte, gewann sich endlich die entscheidende Macht. Es soll dabei gleich gesagt werden, daß außerdem persönliche Rücksicht, das Gebot schonungsvoller Achtung vor Lebenden die Veröffentlichung von Schriftstücken polemischen Inhaltes, sei er nun berechtigt oder nicht, prinzipiell ausgeschlossen haben. So reifte nach und nach der endgültige Entschluß, alle Briefe mit rein fachwissenschaftlichen Betrachtungen fortzulassen, und ihre Ausnutzung für eine noch in weiter Zukunft liegende große Publikation einem tüchtigen, im Sinne von Michael Bernays wirkenden litterarhistorischen Forscher der kommenden Generation zu bewahren. Aus diesem Grunde blieb der umfangreiche Briefwechsel mit Erich Schmidt von vornherein außer Betracht und gleich diesem mußten auch die Mitteilungen an Baechtold — mit einer einzigen Ausnahme —, an Brandl, Köster, Sauer, Suphan, Witkowski und so

manche Andere wie an die zahlreichen Schüler ausgeschlossen werden. Daß hingegen der Brief an R. von Liliencron wegen Übernahme des Artikels „Goethe" für die allgemeine deutsche Biographie und die Antwort, dann überhaupt Briefe aus früheren Jahren, soweit es möglich war ihrer habhaft zu werden, auch wegen ihrer biographischen Bedeutung zum Drucke gelangen, wird hoffentlich mit besonderer Teilnahme beachtet werden. Bei dem emsigen Bemühen, den vorhandenen immer noch umfangreichen Rest mit Erfolg zu ergänzen, mußte leider die Erfahrung gemacht werden, daß gerade die schönsten und wichtigsten Schreiben einer von Bernays über ein Vierteljahrhundert geführten Korrespondenz vernichtet und daß auch die von Bernays an Richard Wagner gerichteten Briefe in Wahnfried nicht aufbewahrt worden waren. Trotzdem konnte die entsprechende Anzahl von Stücken zusammengebracht werden. Im Jahre 1873 wurde Bernays nach München berufen, 1890 trat er von seinem Lehramt zurück. Bei weitem die größte Hälfte der hier gedruckten Briefe entstammt dieser Zeit, die für Bernays' Wirken die Höhe bedeutet. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde wohl mit Recht auf alle diejenigen Stücke verwendet, welche im Stande sind, Zeugnis abzulegen für den klaren Blick, mit welchem Michael Bernays die Erscheinung und das Wirken des Genius, wie er in Richard Wagner, in Anselm Feuerbach sich offenbarte, vor anderen zu erkennen vermocht hat und der ihm freudiger Anlaß ward, impulsiv und kraftvoll zugleich sich stets als seinen begeisterten Vermittler zu betätigen.

Was die Briefe an Michael Bernays betrifft, so galten hier entsprechend den Wünschen der Verlagsbuchhandlung, die sich mit den Absichten des Herausgebers berührten, ebenfalls die bereits angedeuteten allgemeinen Grundsätze. Über die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeiten zu Bernays ist in den Anmerkungen, deren Abfassung des treuen Freundes

Alfred Holder Unterstützung wiederholt zu gute kam, das Nötigste gesagt. Man wird hier mit Bedauern eine Reihe von Männern vermissen, deren Freundschaft und Umgang Bernays stets besonders schätzte, wie Gustav Freytag oder Mörike. Aber Bernays war kein Sammler. Er hat — wie sich auch aus den Tagebüchern ergibt — die meisten der an ihn gelangenden Autographen freigebig verschenkt, erst an Hemsen, später an Hermann Levi und andere. Hemsens Nachlaß ist zerstreut, und was die Levische Autographensammlung betrifft, aus welcher der Besitzer in seinen letzten Lebensjahren gerne wegschenkte, so ist nach Mitteilung von Frau Generalmusikdirektor Levi in Partenkirchen nicht ein einziger an Bernays gerichteter Brief mehr in ihrem Besitz. Für Lücken oder Enttäuschungen muß sich also der Herausgeber ausdrücklich als unverantwortlich bezeichnen. Er hat getan was in seinen Kräften stand.

Das ganze Unternehmen ist, seitdem sein Zweck bekannt wurde, mit rührender, wahrhaft erhebender allseitiger Teilnahme der Freunde unterstützt und gefördert worden. Ihnen allen gebührt verdienter Dank für ihre Treue. Paul Heyse, der jahrzehntelange Freund und tägliche Gast des Bernaysschen Hauses, dessen Name auf den folgenden Blättern so oft mit Bewunderung genannt wird, gewährte gerne die Erlaubnis nicht nur zum Abdruck eines Gedichtes und eines Briefes, sondern ferner noch zur Beigabe seiner Zeichnung, die als ernste Erinnerung dankbar aufgenommen werden wird. Frau Senator Gildemeister in Bremen hat dem Briefmaterial besonders wertvollen Zuwachs gegeben, Fräulein von Treitschke ausnahmsweise den Abdruck eines Briefes ihres Vaters gestattet. Excellenz von Liliencron, Oberst Freiherr von Stein (für die Briefe seines Bruders), Frau Generalmusikdirektor Levi (für die Briefe Conrad Fiedlers) zögerten nicht, ihre Einwilligung zur Publication zu er-

teilen. In letzter Stunde langte ein umfangreicher Pack an, den Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Pauline von Metternich-Sándor gnädigst zur Verfügung stellte. Da das Manuskript schon abgeschlossen war, wird der Abdruck eines Teiles dieser Briefe gesondert erfolgen. Über die Beziehungen von Bernays zu Richard Wagner und über seine Tätigkeit für das Festspiel in Bayreuth denke ich (unter Beifügung der vorhandenen Briefe an Hermann Levi und Hans von Wolzogen) im Laufe des Sommers kurze Nachricht in den „Süddeutschen Monatsheften" zu geben, der Münchener Zeitschrift, welche bereits einige Proben aus diesem Bande zum Abdruck gelangen ließ, um an der Stätte, wo Michael Bernays so lange erfolgreich gewirkt hat, sein Andenken zum zehnjährigen Todestage besonders feierlich und freundschaftlich wachzurufen.

München, am 25. Januar 1907.

Hermann Uhde-Bernays.

I. Briefe von Michael Bernays.



I. Aus Briefen an Hermann Uhde und Frau.[1]

Wie seltsam fügen sich doch oft, im Großen wie im Kleinen, die menschlichen Dinge, so daß man versucht wird, den Zufall als eine wichtige positive Macht im Leben gelten zu lassen! Am gestrigen Abend, als ich nach löblichem Herkommen, traulich an der Seite der Frau v. Thiersch[2] sitzend, das Gespräch auf die classische Vergangenheit des litterarischen Deutschlands lenkte, ward alsbald Ihrer, verehrter Herr und Freund, lebhaft und theilnehmend gedacht. Ihr Brief hatte Frau v. Schaden, die treffliche Tochter der herrlichen Ältermutter, die selbst schon in großmütterlichen Würden prangt, sogleich veranlaßt, aus dem reichen Schatze der Familienpapiere einige Stücke für Sie herauszuheben, die Sie unverzüglich empfangen sollten. Schon längst hatte ich gewünscht, mein unfreiwilliges nur durch den mächtigen Drang der täglichen Arbeit entschuldbares

Versäumniß wieder gut zu machen und Ihnen ein Wort des Dankes und der freundlichen Theilnahme zu senden. An einem dieser Ferientage sollte es geschehen. Nun kommt mir eben, von Ihnen gesandt, das Blättchen in die Hände, auf dem Sie meinen Namen erglänzen ließen; und ich zögere nicht, das gedruckte Wort mit einem schriftlichen zu erwidern.

Um den jungen Goethe habe ich gerade so viel und nicht mehr Verdienst, als auf S. LXII der Einleitung angegeben ist. Am liebsten hätte ich meinen Namen nicht auf das Titelblatt und nur unter die Einleitung gesetzt. Denn diese freilich gehört nicht nur mir allein, sondern ihr Inhalt ist auch eins mit meinen innersten Ueberzeugungen. Wenigstens enthält sie einen Theil meines Credo über Goethe, wie es sich im Laufe der Jahre, bei immer erweitertem Studium der europäischen Litteratur und im ununterbrochenen Geistesverkehr mit dem Gewaltigen, bei mir festgesetzt hat. Manches von dem, was hier bald ausführlich begründet, bald nur leise angedeutet wird, ist gewiß schon von vielen mehr oder minder klar empfunden, hie und da auch öffentlich ausgesprochen worden; so zusammenhangend und folgerichtig wie hier ward es jedoch — wenn anders die Vorliebe für die eigene

Arbeit mich nicht täuscht — noch nicht dargelegt. Ich lebe der sicheren Hoffnung, daß in zehn bis fünfzehn Jahren die Grundanschauung, die mich leitete, die herrschende sein wird. Schon jetzt erfreue ich mich der Beistimmung vieler, deren Urtheil mir vorzüglich werth sein muß. Aber gerade diese Urtheilsfähigsten sind selten bereit, ihre Kritik im gedruckten Worte verlauten zu lassen. — Und was ist von den zünftigen Kritikern des Tages zu erwarten? Solchen ist ein selbständiges Denken, wie es diese Abhandlung von ihren Lesern verlangt, die beschwerlichste aller Aufgaben, denen sich ein Mensch nur immer unterziehen kann. Sogar ein aufmerksames Lesen dürfen sie sich nicht zumuthen; und die niedrigste Parteigesinnung verleiht ihnen die wenig beneidenswerthe Kühnheit, das zu verschreien, was ihnen unverstanden geblieben.

Im verflossenen arbeitreichen Wintersemester, das auf einen gleichfalls sehr arbeitsschweren Sommer folgte, habe ich mich mit der großen Masse der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts befassen müssen. Im kommenden Sommer gedenke ich über Lessing, im nächstfolgenden Winter über die Jahre 1794—1805 zu lesen. Diesen Hauptvorlesungen zur Seite gehen die werdenden Übungen eines litterarhistorischen Seminars,

und kleinere Kollegien über Shakespeare und über die Franzosen des 17ten Jahrhunderts. Meine Lehrthätigkeit ist eine sehr anstrengende, aber der Lohn um so erwünschter und werthvoller. Nicht nur, daß meine Vorlesungen den zahlreichsten Besuch und die regste innere Theilnahme dauernd finden; die herrliche Disciplin der philologisch behandelten Litteraturgeschichte wird hoffentlich hier für die Zukunft fest begründet sein. Sie, der Sie so deutlich erkennen, was auf diesem Gebiete vor allem Noth thut, werden das nicht ohne Antheil vernehmen. Das Bewußtsein, so auch an meinem Theile ins Große und Ganze der vaterländischen geistigen Entwicklung einzugreifen, hebt mich freudig empor über das Getriebe des Tages, und die täglich sich erneuernde Thätigkeit giebt meinem inneren Leben Kraft und Nahrung.

Auch Sie, Verehrtester, müssen Sich Ihrer schönen, beharrlich folgerechten und rasch um sich greifenden Thätigkeit mit ungeschmälertem Genusse erfreuen, wenn auch der Körper dem Geiste manchmal Stillstand gebieten sollte. Wie gern möchte ich mich Ihnen einmal auf Schweizer Boden persönlich nähern und mündlich über manches mit Ihnen verhandeln, was uns Beiden im wissenschaftlichen Sinne gleich wichtig

ist. Inzwischen erhalten Sie mir Ihre freundschaftlichen Gesinnungen und lassen mich bald ein schriftliches Zeichen derselben sehen!

Ihr wahrhaft ergebener
Michael Bernays.

München 20. März 1876.

Schon, mein theurer Freund, ist der umfangreiche süße Gruß, den Sie mir gesandt, gänzlich aufgezehrt, und noch habe ich ihn durch kein Wort des Dankes erwidern können. Die arbeitsvollen Tage drängen sich hart an einander; sie lassen keine Muße zu erfreulichem Rückblick auf die jüngste Vergangenheit, noch weniger zu schriftlicher Fortsetzung des geistigen Verkehrs. Seit dem vierzehnten October bin ich täglich von neun bis sieben Uhr an den Richtertisch gefesselt, an dem mir gegenüber ängstliche Candidaten erscheinen, deren Wissen oder Nichtwissen ich durch weise Prüfung ans Licht bringen muß. Nach Beendigung einer solchen täglichen Forschungsarbeit, deren Ertrag oft recht kärglich ausfällt, sind Geist und Körper zur Ruhe gezwungen. Man begiebt sich auf einen bequemen Platz im Parket des Hoftheaters, hört gute oder mittelmäßige Musik, sieht alte oder neue Dramen, denkt über die Geschichte

des deutschen Theaters nach und bedauert, den gründlichsten Kenner derselben nicht an der Seite zu haben. „Des Meeres und der Liebe Wellen" [3] rauschten vor einigen Abenden an uns vorüber, ich saß zusammen mit dem Heyseschen Ehepaar am geschützten Ufer. Heyse und ich gehören zu den entschiedensten Bewunderern des mit dem Reize seelenvoller Lyrik so manigfach ausgestatteten Gedichtes; Fräulein Bland hatte Gelegenheit, ihre innere Poesie an den Tag zu geben und darzuthun, daß ich nicht umsonst so manche Stunde ihr gewidmet, und doch trat in der Darstellung — eben dadurch ward sie mir lehrreich — so manche kindische Zuthat, so manche gezwungene Tändelei, besonders in den beiden ersten Acten hervor, daß man an die Region, in welche das Schicksal den Dichter nun einmal gewiesen, nur allzu deutlich erinnert ward.

Den Beginn der Vorlesungen sehe ich nun nahe vor mir, früher noch beginnen die sorgfältig vorbereiteten Darstellungen Schillerscher Werke; an durchreisenden Fremden ist kein Mangel, und manche erfreuliche Erscheinung zeigt sich unter ihnen; der Verkehr mit Heyse und den andern Freunden ist erquicklich wie immer — kurz, ich bin aus der holden Einsamkeit, die ich mit Ihnen theilte, in die regste Bewegung des

innern und äußern Lebens versetzt worden. Aber dennoch lebe ich mit Ihnen aus der Ferne fort, und der schöne Erdwinkel, wo unsere Freundschaft sich begründete, zieht oft genug meine Gedanken und Erinnerungen an sich. Möchte sich alles so fügen und schicken, daß ich zu Weihnachten bei Ihnen sein kann, wenn der Mond wieder über den Wellen des Genfer Sees leuchtet.

Für immer, meine theuren Freunde, Ihr getreuer

Michael Bernays.

München, 26. October 1876.

Zu allererst, meine theuren Freunde, muß ich Ihnen danken für die so herzlich ausgesprochenen Gesinnungen, mit denen Sie die Wiederkehr eines Tages begrüßten, der wenigstens mir selbst nicht ganz gleichgiltig sein kann. Ob ich etwas gethan, um ihn auch andern einigermaßen werth zu machen, darüber pflege ich gerade an eben dem Tage am wenigsten nachzudenken. Zum Nachdenken war auch wenig Muße gegönnt. Die täglichen Pflichten des Amtes mußten auch an diesem Tage geübt werden, und jede einzelne Vorlesung ist in diesem Semester eine bestimmte und neue Aufgabe. An Aeußerungen freundschaftlicher Theilnahme hat es nicht gefehlt, auch ein Hirzelscher Gruß [1]

erfreute mich. Der manigfach bewegte Tag ward erst um Mitternacht beschlossen und zwar mit einem der erhabensten Quartette Beethovens, das Freund Levi von den ersten Künstlern unseres Orchesters bei sich aufführen ließ.

Ueber alles, was sich etwa noch schreiben ließe, wird sich viel ergetzlicher und erbaulicher reden lassen. Ich sehe mit Heiterkeit den Tagen entgegen, die uns gemeinsam beschieden sein werden, und hoffe, daß Sie diese heitere Erwartung mit mir theilen.

Von ganzem Herzen der Ihrige
Michael Bernays.

München 4. Decbr. 1876.

Freitag Morgen.

Indem ich den lieben Freunden, von denen ich so ungern schied, meine glückliche Heimkehr melde, kann ich zugleich über den glücklichen Wiederbeginn meiner amtlichen Thätigkeit berichten. Ihre guten Wünsche für mich müssen diesmal in die Ferne gewirkt haben. Als ich meinen schön gefüllten Hörsaal betrat und das Auge über die Commilitonen schweifen ließ, die sich so bald nach dem Feste schon wieder so zahlreich versammelt hatten, da schwand jede Ermüdung, die

noch etwa von der Reise zurückgeblieben war, ich fühlte mich auf das frischeste angeregt und begab mich gleich mit stolzem Behagen auf die hohe See der Weltlitteraturgeschichte. Dies kühne Wort ist wohl erlaubt da, wo es sich um Hermann und Dorothea handelt.[5] Meiner Methode gemäß lehnte ich die eigentlich aesthetische Betrachtung ab und suchte nur zu erklären, wie das fertige Werk auf die ersten der Zeitgenossen, vor allen auf Schiller, den befugtesten und strengsten Richter, wirkte und wirken mußte. Darnach begann ich, das Werk vor den Zuhörern entstehen zu lassen, indem ich die geschichtlichen Bedingungen vorführte, unter denen es sich bildete . . .

Dieser Brief mag Ihnen, lieber Freund, auf das deutlichste beurkunden, daß ich in der Ferne mit Ihnen weiter lebe und unsere Gespräche im Geiste fortführe.

Für immer der Ihrige
Bernays.

München 5. Janr. 1877.

In dunkler Morgenfrühe erhasche ich mir die Zeit zu einem schriftlichen Gruße an die theuren Freunde, zu denen die unaufgeschriebenen Gedanken so oft sich wenden. Der schöne Bericht über Ihr häusliches Sein und Leben giebt mir die Versicherung, daß die Nach-

wirkung meines Aufenthaltes bei Ihnen eine freundliche ist, und so kann ich auch von mir sagen, daß unser Beisammensein sich mir noch in der Folge als wohlthätig erweist.

Seit ich Ihnen schrieb, blieben Hermann und Dorothea, samt ihrem Schöpfer, der lebendige, mich und die Zuhörer gleichmäßig belebende Mittelpunct der Vorlesungen. Sieben Stunden habe ich im Ganzen diesem Wunderwerk gewidmet, das bei jeder erneuter Betrachtung ungeahnte Abgründe der Kunst eröffnet. Doch habe ich die eigentlich aestethische Betrachtungsweise standhaft abgelehnt und mich überall entschieden nur als darstellender und entwickelnder Historiker verhalten. Das Wesen der homerischen Epik, die von den Neueren gepflegte Idylle, Vossens Luise, der Charakter des deutschen Hexameters, Goethes epische Sprache, die nicht durch Glanz und Wucht der einzelnen Wörter wirkt, sondern durch die scheinbar einfache, in Wahrheit aber wunderbar kühne und nur von der anschauenden Phantasie bestimmte Satzbildung ihr dichterisches Gepräge empfängt — das alles ward im regen Flusse historischer Darstellung vorgeführt und durch eine reiche Fülle von Beispielen dem Geiste gleichsam in sinnlicher Wirksamkeit entgegengebracht. Dann ward

noch die Art untersucht, wie der Dichter, ohne irgendwo zu schildern, seine Gestalten zu unverkennbarer plastischer Deutlichkeit ausbildet, so daß wir sie ganz eigentlich mit Augen sehen.

Am Sonnabend haben die Studien Shakespeares gleichfalls wieder begonnen; im Seminar beschäftigen uns jetzt die in freien Rhythmen gehaltenen Jugendgedichte Goethes. Im großen Colleg lasse ich nun dem Hermann die Balladen Goethes und Schillers aus dem Jahre 97 folgen; dann rüste ich mich zur Entstehungsgeschichte Wallensteins. Ich muß meinen Geist in fortwährender Anspannung halten, um den Anforderungen, die der Tag bringt, einigermaßen zu genügen; dabei erhebt mich jedoch immer von neuem die Empfindung des Glücks, die ich wohl schon einmal gegen Sie aussprach, — des Glücks, daß meine Pflichterfüllung zugleich die Befriedigung meiner innersten, unwiderstehlichen Neigungen ist. Meine Pflicht legt mir nur das auf, was ich auch thun würde, wollte ich einzig und allein dem gebieterischen Drange meiner Natur folgen. Allerdings habe ich dieses Glück mit dem Opfer eines halben Lebens und durch Verzichtleistung auf so manches, worin andere das Glück des Daseins setzen, erkämpfen müssen. Dadurch kommt nun aber auch jetzt eine Ein=

heit und Ganzheit in mein Wesen und Thun, die so viele weit reicher angelegte Naturen entbehren müssen....

Die Reichstagswahlen haben uns aufgeregt und die ernstesten Betrachtungen wachgerufen, die in lebhaften Gesprächen ausgetauscht werden. Der Carneval hat begonnen und alles tanzt. Selbst Heyse, der morgen den nächsten Freunden seine neue Tragödie vortragen wollte, muß, wie er mir eben schreibt, Tanzvater sein. Ich habe für diesen Winter Bälle und größere Gesellschaften ein- für allemal beseitigt, aber dennoch ist das Leben bewegt und manigfaltig genug. . . . .

Dringend werde ich zum Schluß gemahnt. Der Tag ist schon weit vorgeschritten und macht mir ein ernstes Gesicht. Lassen Sie mein Andenken bei Sich frisch bleiben, lieber Freund, bis wir uns wieder beisammen finden und wenden Sie Ihre Gedanken so oft zu mir, wie ich die meinigen zu Ihnen.

Michael Bernays.

München, 16. Januar 1877.

Gestern war der ganze Tag so in Beschlag genommen, daß ich auch nicht die Feder anzusetzen vermochte, um an die theuren Freunde ein Wort in die Ferne zu richten, und auch heute findet sich kaum

Muße zu einigen Zeilen. Gegen den Schluß des Semesters ballt sich immer so manches Geschäftliche zusammen, und diesmal scheinen sich noch Abhaltungen besonderer Art dazwischen drängen zu wollen. Ich lebe in diesem Winter, besonders in dieser zweiten Hälfte desselben, zurückgezogener als ich es seit langer Zeit mochte. Von allem, was Gesellschaft genannt werden kann, halte ich mich durchaus fern, nur hie und da verbringe ich einige Mittags- oder Abendstunden im kleinen Kreise solcher, denen ich wirklich näher befreundet bin. So hatten wir gestern einen schönen und anregenden Mittag und Nachmittag beim Kapellmeister Wüllner. [6] Heyse war zu geistreichem Scherz aufgelegt, Wüllner spielte opus 90 von Beethoven (die kleine, aber bei aller Anmuth gewichtige Sonate in zwei Sätzen) und Frau v. Knigge, die ehemalige Sophie Stehle, sang Lieder von Schumann, und, auf meine besondere Bitte, das tief schmerzliche und doch schmerzverklärende Lied von Brahms: „Muß es eine Trennung geben?" aus der Magelone. Mir wird die Musik immer mehr Bedürfniß. Die Töne umspülen mir den Geist wie sänftigende Wellen; er läßt sich gelind von ihnen forttragen, und doch ist es keineswegs nur ein wollüstiges Nichtsthun, dem er sich hingiebt. Denn

ich verstehe von der Musik gerade so viel, um der Entwicklung der musikalischen Gedanken folgen zu können, aber nicht genug, um mir überall von den Mitteln der Ausführung Rechenschaft zu geben. So finde ich erquickende Beschwichtigung und zugleich eine Anregung, die den Geist beschäftigt, ohne ihn zu eigentlicher Thätigkeit zu spannen. Keiner Kunst gegenüber ist mein Urtheil, oder vielmehr meine Empfindung, so streng als bei dieser. Diese Strenge gilt aber nicht dem Vortrag, sondern dem Gehalte des Vorgetragenen. Eben weil ich von der Technik der musikalischen Behandlung, die ja dem Kenner schon an und für sich ein Interesse abgewinnen kann, zu wenig verstehe, so kann auch nur der lebendige Gedanken- und Empfindungsgehalt, der die Formen erfüllt, berühren und ergreifen. Hier habe ich das Recht, wirklich nur mit dem Trefflichsten vorlieb zu nehmen. Und in welcher Kunst ist das Treffliche so reichlich ausgesäet, wie in dieser? Hier läßt sich gar kein Grund erdenken, warum man das Mittelmäßige sollte gelten lassen. . . . .

Die einfachen Worte weltgeschichtlichen Inhalts, die unser Kaiser sprach [7], haben auch mich bewegt und erfreut. In seiner ganzen Persönlichkeit, in allem seinem Thun und Reden verkörpert sich der Geist, der

seit zwei Jahrhunderten in den besten Elementen Preußens waltet, der Deutschland erstarken, und, wenigstens in äußerer Verbindung, einig werden ließ. Wichtiger als die orientalische Frage, die allerdings den Brennstoff zu einem Weltkriege enthält, ist für uns in der nächsten Zeit die Entwicklung der socialen Bestrebungen; diese wühlen den innersten Grund der Gesellschaft auf. Die Frage nach Recht und Besitz nimmt eine greifbare, furchtbar drohende Gestalt an. Doch vertraue ich fest auf den endlichen Sieg der erhaltenden Kräfte; denn in den Massen der Gegner ist offenbar nur ein sinnliches Verlangen, aber keine lebengebende Idee mächtig.

Bald bedarf es nun keines geschriebenen Wortes mehr zwischen uns. Wenn ich den Tag der Reise genau bestimmen kann, erfahren Sie es unverzüglich.

M. B.

München 27. Februar 1877.

Gestern, in der Facultätssitzung, in welcher wir meinen lieben Wüllner zum Ehrendoctor creirten, machte mich College Carriere auf den Anfang eines offenbar groß angelegten Artikels aufmerksam, in welchem mein Freund Uhde über Bewunderer und

Gegner Wagners ein strenges Gericht halte.[8] Wirklich überzeugte ich mich einige Stunden hernach, daß Gottschall mit dem Abdruck dieses wundersamen Erzeugnisses begonnen hat. Dieser erste Abschnitt reicht bis zu dem ersten größeren Citat aus Schletterer (über das „Gejohle“ der Walküren). So viel ich wahrnehmen konnte, ist im Druck nur der kurze Passus über La Mara gemildert. Genaue Vergleichung kann ich jetzt nicht anstellen; denn Levi, der sich einer freudelosen Cur in Alexandersbad unterzieht, erbat sich das Manuscript zur Geistes- und Herzensstärkung. Flagrante Verletzungen des Textes sind mir nicht aufgestoßen; selbst die Worte über Frenzel finden sich unverändert, und auch die sonstigen Spitzen sind unabgestumpft geblieben. Wir wollen nun sehen, ob Herr Gottschall sich ferner einer so löblichen Haltung befleißigt. Ich kann nicht leugnen, daß ich das Ganze mit einigem Behagen überblickte. Die Stunden vergegenwärtigten sich mir, da ich, in Ihren Zimmern auf- und abschreitend, dies complicirte Werklein erst im Stillen, dann laut in Worten ausbildete. Immerhin ist es doch in nächster geistiger Berührung mit Ihnen entstanden. Ihre frisch ermunternde Theilnahme, die sich in so mancher triftigen Bemerkung äußerte, hielt mich

bei der Arbeit fest, und so darf der Aufsatz wohl für ein gemeinsames Erzeugniß gelten. . . .

Sein Sie mit den Ihrigen innig gegrüßt von dem, der sich auch zu den Ihrigen zählt.

München 17. Juli 1877. M. B.

Ihre in schönster gesundester Schrift erglänzenden Worte, verehrter Freund, waren mir als Ueberbringer guter Kunde im höchsten Maße willkommen. Es geht ein heller Ton durch sie hindurch, der mir Gemüth und Sinn wohlthuend berührt, und so erkläre ich mich denn freundschaftlich befriedigt durch das Gesamtergebniß Ihres Berichtes.

Bei längerer Muße und kräftigerer Körperverfassung würde ich Ihnen ausführlichst erzählen, mit welchem Genuß ich mich, gleichsam um den lang anhaltenden mittelalterlichen Eindrücken ein Gegengewicht zu ertheilen, während dieser Tage in das Studium des Horatius, aber nicht des Odendichters, sondern des Epistelschreibers versenkt habe. Für eine solche ironisch-ernste Weltweisheit, der nur ein durchsichtiges poetisches Gewand mit nachlässiger Grazie übergeworfen ist, bekommt der moderne Mensch doch erst mit wachsenden Jahren ein frisches und unmittelbares Verständniß.

Im nächsten Semester werde ich mit meinen Vorlesungen das Alterthum vielfach streifen. Renaissance, Humanismus, Reformation werden im Mittelpuncte derselben stehen, und überall greift hier die alte Welt und Kunst mit mächtiger Hand erneuernd ein. Kennen Sie, lieber Freund, Burkhardts Cultur der Renaissance? Ich fange an, es wieder durchzusehen. An einem solchen Werke kann man doch den ganzen Fortschritt messen, den unser historisches Denken und Anschauen während der jüngsten Decennien hat machen können.

Doch, ich wollte Ihnen ja garnicht schreiben. Nur noch einen Herzensgruß Ihnen und den Ihren.

In Treuen

M. B.

München 5. August 1877.

Beim ersten Aufleuchten des Morgens verließ ich gestern das kaum betretene München. Ein warmer Sommersonnenglanz, so herrlich, wie er eigentlich nur über den Genfer See, und zwar da, wo dieser bei der maison Curtin vorüberwallt, schimmern sollte, begleitete mich wohlthätig während der ungebührlich langen Fahrt. In Nürnberg, wo mir keine Minne- und Meistersinger wohl aber manche allzu moderne Evas

begegneten, gönnte ich mir den Anblick der Lorenzkirche, des Jugendbrunnens und des Platzes vor St. Sebaldus, wo das Kunstwunder des schönen Brunnens die alte deutsche reichsstädtische Herrlichkeit ahnen läßt. Die Stadt erschien wie in Sonnenlicht eingetaucht, die ernsten oder zierlichen Formen an Thürmen und Bogen der Kirche oder an den Erkern der Häuser waren im jugendlichen und verjüngenden Sonnenglanze wie verklärt. Das Gesamtbild in seiner Morgenschönheit bleibt vor der Phantasie bestehen, nachdem es dem Auge sich entzogen. Dann habe ich noch das alte Nürnberg in seinen gewundenen Gassen nach allen Richtungen zwecklos und gründlich durchstreift. Vor dem lärmenden Tagestreiben, das sich hier viel anmaßlicher bewegt als in Münchens Straßen wollen die Gestalten der Vergangenheit kaum auftauchen, doch rief ich sie im Geiste nicht erfolglos hervor und belebte mit ihnen die Stätten, wo sie einst bieder und tüchtig gehaust. Hans Sachsens Wohnung hat jetzt ein gar nüchternes Ansehen, man muß das Zaubergewebe aus dem zweiten Act der Meistersinger darüber werfen, damit die kümmerliche Wirklichkeit in der höheren ewigen Wahrheit aufgehe. Die Statue des Dichters in der Nähe giebt auch der Phantasie nur wenig Anregung, unmittelbar daneben

dräut die Synagoge, in frechem Schimmer prunkend, ganz dazu geeignet, daß Abrahams Söhne hier ihren Geld- und Klugheit spendenden Gott verherrlichen. Man begreift Wagners Wuth vollkommen.

Hier ward ich von Munckers [9] mit rührender Herzlichkeit empfangen; dann war ich gleich von acht bis nach elf Uhr in Wahnfried. Ich werde dort eigentlich als Gast des Hauses behandelt, heute Mittag bin ich dort und werde auch an den übrigen Tagen, besonders jedoch in den Abendstunden, so oft und so lang wie möglich im großen Saale Wahnfrieds verweilen, wo Gespräche geführt werden, wie sicherlich an keinem andern Orte in Europa. Ich war gestern mit ihm und ihr allein, oder vielmehr, wir sprachen allein, denn die älteste Tochter Daniela und Hans von Wolzogen bildeten nur ein schweigendes Hörerpaar. Der Meister ist sprühender, lebensvoller, ernster, heiterer, leidenschaftlicher, voller von weisen und halbweisen Worten als je und gegen mich so herzlich wie noch nie. Sie bleibt mir die freundschaftliche Protectrice; sie spricht mit mir nicht anders, als ob wir uns auf allen Gebieten wie in einem natürlichen geistigen Einverständnisse begegnen müßten. Die Unterhaltung richtete sich in Wahrheit nach allen Höhen und Tiefen. Wagner ließ

gar nicht ab mit Erzählungen aus seinem Leben, mit Aussprüchen über den geistigen Verfall der Zeit, über das Hervortreten einzelner großer Erscheinungen, die von solchen, dem Untergang geweihten Zuständen hinweg die Menschheit zu neuen Zielen fortreißen wollen. Er sprach von seiner künftigen Schule, von der jammervollen Aufführung seiner Werke, von dem Muthe und der inneren Befriedigung des Künstlers, der, alles Aeußeren vergessend, nur in seinen Werken und mit ihnen lebt. Er erzählte mir ausführlich die Entstehungsgeschichte des Parzival, und schließlich verweilten wir bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Das Künstlerische in Wagners Wesen hat sich mir gegenüber im Gespräche noch nie so stark ausgeprägt. Eine Fülle der köstlichsten Worte entspringt dabei wie von selbst, und in jedem dieser Worte lebt der ganze Mensch.

Dieser Bericht soll den theuren Freunden nur ein Zeugniß sein, daß ich an allen Stätten ihrer gedenke und mit ihnen fortlebe. Die warmen Lüfte dieses unerwarteten Nachsommers erfreuten mich deshalb vor allem, weil sie Ihnen, lieber Freund, wohlthätig zuwehen.

Mit Geist und Herzen getreu!

M. B.

Bayreuth 16. Octbr. 1877.

Auch nur ein kurzer Bericht über den gestrigen Tag könnte den Meister in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zeigen. Dieser Bericht wird aber mündlich viel besser, eindrucksvoller und belebter abzustatten sein, ich verspare ihn also bis auf Weihnachten. Heute sollen Sie nur etwas über den äußern Verlauf des Tages hören.

Wagner arbeitet in den Morgenstunden jetzt regelmäßig am Parzival; gegen seine Gewohnheit (er ist sonst der pünktlichste der Menschen) ließ er uns daher einige Minuten warten, nachdem der Diener das Mittagessen als fertig angekündigt hatte. Ich führte Cosima, hatte aber das Unglück, während und nach der Tischzeit in einige kleine Gesprächsreibereien mit ihr zu gerathen, die jedoch durch holden Willen und gute Absicht auf beiden Seiten anmuthig wieder beschwichtigt wurden. Sie hatte schon am ersten Abend den Wunsch ausgesprochen, ich möchte ihnen diesmal etwas vorsprechen. Da ich wiederholt fragte, wie sie zu diesem seltsamen Verlangen gekommen sei, so glaubte sie, einigermaßen verletzt, ich wolle mich ihrer Bitte entziehen; um sie vom Gegentheil zu überzeugen, mußte ich also wohl ohne weiteres etwas hören lassen; ich sprach also die Marienbader Elegie, das Gedicht an

Werther, die Scene mit der Sorge aus dem zweiten Faust und „An vollen Büschelzweigen" aus dem Divan. Der Meister, der schon bei Tisch seine sprühende Laune hatte spielen lassen, — man sprach unter anderm auch über die Zustände der deutschen Industrie — forderte mich zum Spaziergang auf, der mit einem mehr als halbstündigen Verweilen bei Angermann schloß. Bei solchen Anlässen nimmt das Gespräch durch alle Witze und Witzeleien hindurch doch gleich immer die ernsteste und bedeutendste Wendung. Wir redeten von dem zweiten Act des Tristan, über den dritten des Siegfried, er ließ unaufhörlich die feinsten Bemerkungen über Auffassung, Vortragsweise, Aussprache, Behandlung des Tones und der Worte fallen. Wenn er auch nur über technische Einzelheiten redet, deutet er immer auf den Gesamtcharakter des Werkes, um das es sich handelt. Dann erzählte er von Plutarch, den er in London gelesen, verglich höchst lustig Bayreuth mit Chäronea, und die dumpfige niedrige Wirthsstube, in der wir uns befanden, mit den festlichen Versammlungsorten der Hellenen. Hierauf kam meine Thätigkeit zur Sprache, und er billigte meine Ansichten über Wesen und Form des akademischen Lehrvortrags. Von ein Uhr bis gegen sieben waren wir beisammen gewesen,

und zur gewohnten Stunde um acht war ich wieder in Wahnfried. Ich sinne vergebens darüber nach, wie es geschieht, daß auf die leichteste Art das Gespräch sich gleich gewichtigen Dingen zuwendet; ich habe die Empfindung, als ob meine eigene Unterhaltungsgabe sich unter diesen Anregungen vielseitiger entwickelt. Höchst charakteristisch — auch in Bezug auf sein eigenes Wirken — war eine Aeußerung Wagners über den unerbittlichen Ernst, mit welchem Schiller und Goethe der romantischen Schule gegenüber ihre Aufgabe faßten. Beim Aussprechen solcher Grundmaximen geht mit Wagners Aeußerem eine revolutionäre Veränderung vor sich: das Auge glänzt, die Stimme erhebt sich wie in einem leidenschaftlichen Sturm, als ob sie die Feinde zurückschlagen wollte, und vor allem die Geberde wird ungemein sprechend. Der Abend war durch zweierlei ausgezeichnet: Auf meine Bitte las der Meister einen längeren Abschnitt aus seinen Memoiren, die Zeit, in welcher Tannhäuser zuerst aufgeführt und Lohengrin entworfen ward. Dinge und Personen — köstlich wird Tichatscheck gezeichnet — treten in vollster Bestimmtheit hervor; in der Darstellung herrscht eine Offenheit, die durch die völlige Einfachheit in Wort und Satz das Gepräge des Wahren erhält. Während

des Gesprächs über das Gehörte setzte sich dann der Meister, ungebeten von mir, an den Flügel und ließ das Vorspiel zum Parzival vernehmen. Er kann ja nicht spielen, und an eine Stelle im raschen Tempo darf er sich nicht wagen, aber doch wird der Ton unter seinen Fingern unglaublich weich und gesangreich und übt eine rührende Gewalt; auf Cosimas Bitte sang er dann noch — er konnte nie singen, und jetzt ist die Stimme vollständig gebrochen, aber die innere Macht des Ausdrucks ersetzt alles — sang er die Motive des Grals und des Abendmahls. Diese Musik ist die Zwillingsschwester der Poesie, wie sie in der Verklärung des Faust sich offenbart. Wenn ich nicht den Spott der lieben Freunde fürchtete, so würde ich erzählen, daß Cosima und Daniela weinten, und daß auch ich sehr erregt war. Wagner zeigte sich überaus herzlich, wir umarmten uns, als wir uns gegen Mitternacht trennten. — Trotz der bedenklichen Anstrengung, die es ihn kostet, hat er sich doch entschlossen, mir den Parzival vorzulesen, ich empfange eben einige Zeilen von Cosima, die mich auf sieben Uhr bescheiden.

Hoffentlich, lieber Freund, sind Sie etwas ge-

rührt über die Treue, mit der ich Ihnen Bericht erstatte.

In Treuen

Bayreuth 17. Octob. 1877. M. B.

Nachdem ich gestern Nachmittag erst ein kurzes Gespräch mit dem Meister, dann ein längeres mit Cosima gehabt, (über persönlichen Werth und Einfluß der sogenannten Wagnerianer) kamen wir um sieben Uhr zum Abendessen zusammen, und trotz einiger Ermüdung begann Wagner um halb neun die Vorlesung. Wie er liest, kann und darf nur er lesen, es ist an und für sich das fesselndste Schauspiel. Man merkt ohne Weiteres, daß die Worte bestimmt sind, erst durch die Musik den vollen seelischen Ausdruck zu empfangen; er ersetzt diesen daher durch eine intensive Fülle, nicht sowohl des Tons als der Betonung, welche sonst beim Vortrage reiner Poesie gänzlich unstatthaft wäre. Seine wunderbar schauspielerische Begabung wird in jedem Verse offenbar. Im Einklang mit dem mythischen Sinne des Ganzen ließ er einen verschleierten, hie und da gar zu leisen Ton vorwalten; alles aber, was dem Bereiche des erregten Empfindungslebens angehört, Schmerz, Jammer, Trauer, Verzweiflung, Lachen und

Weinen brachte er mit einer Art von erschütternder Naturgewalt hervor; die Stimme tönte grell, oder rollte donnernd durch den hallenden Saal, und wie er überhaupt mit Geberden nicht sparsam war, so gerieth in solchen Momenten der ganze Körper bis auf die Füße in Bewegung. Wer ihm nachahmen wollte, gäbe sich selbst der Lächerlichkeit preis; bei ihm athmet alles innere und äußere Wahrheit; eine geheime Melodie begleitet alle Wendungen des Tones; wenn man ihn hört, begreift man, was er von seinen Schauspielern verlangt und verlangen muß.

Die Dichtung nennt er ein Bühnenweihfestspiel; er freut sich jetzt schon auf die geistreichen Witze, zu denen dies Wort wieder Anlaß geben wird. Die Handlung ist wieder, etwa wie im Tristan, je nach den Acten, in drei große, der Phantasie compact sich darstellende Massen übersichtlich geordnet. Sie lehnt sich kaum äußerlich an Wolframs Darstellung, nur wenige Einzelheiten sind aus dieser herübergenommen, die aber gleich ganz umgebildet und zu neuen Zwecken selbständig verwendet werden. Der Begriff der thatkräftigen Erlösung aus Mitleid ist in den Mittelpunct des Ganzen gerückt. Amfortas, der Gralskönig, unheilbar siech geworden, weil er in Widerspruch mit seinem Amte der

Weltlust verfiel, empfängt die einzig mögliche Heilung von Parzival, der erst seine hohe Sendung nicht begriff, sie aber plötzlich, da auch ihn die verlockende Weltlust vergebens berücken will, erfassen lernt und so von selbst zum Priesterkönig des Grals wird. Cundrie, eine Art von ewiger Jüdin (sie erinnert kaum von ferne an Wolframs Condrie la sorziere; Wagner hält mit Recht die Erfindung dieser Gestalt für die glücklichste im ganzen Werke) Cundrie also, die lachte, als sie den Heiland am Kreuze sah, ist zu ewigem Lachen verdammt, wird von dem Zauberer Klingsohr als Werkzeug der Verführung gebraucht und findet weinend den ersehnten Tod, da Parzival ihr durch die Taufe den Glauben an den Erlöser giebt. Viel entschiedener als bei Wolfram ist die christliche Weltidee die bewegende Kraft des Ganzen; was man menschliche Leidenschaft zu nennen pflegt, ist ausgeschlossen — keine Liebe — Cundrie ist die einzige weibliche Erscheinung — kein weltliches Streben tritt hervor, und doch werden wir von einem übermächtigen Zuge ethisch-religiöser Leidenschaft mit fortgerissen. Die Sprache wechselt zwischen dem Stabreim und dem sehr glücklich behandelten Reime, der besonders in den religiösen Chören sich voll vernehmen läßt. „Erlösung wurde dem Erlöser“ ist das

Schlußwort des Chores. Was das Ganze in seiner Vollendung werden kann, das ließ die Einleitung ahnen, die Wagner wieder spielte, und die ich nun mit klarerer Empfindung anhörte.

Aus diesen dürftigen Andeutungen entnehmen Sie wenigstens so viel, daß dies Werk in strengster Eigenthümlichkeit allen früheren Werken entgegensteht, und den Vorhersagungen der erlauchten Kritik („Princip," letztes Wort) auf die erfreulichste Weise widerspricht.

Hiermit schließe ich die Berichte aus Bayreuth, wahrscheinlich gehe ich morgen nach Nürnberg, um übermorgen gegen Mittag in München anzulangen. Heute werde ich vom Mittag an noch so viel wie möglich in Wahnfried sein.

Treue Herzensgrüße den Freunden!

M. B.

Bayreuth 18. October 1877.

Gestern Nachmittag kehrte ich heim, und alsobald begrüßten mich die vielfältigen Zeichen Ihrer freundschaftlichen Sorgfalt. Wahrlich, ich kann mich auch in der Ferne nicht von Ihnen getrennt fühlen, meine theuren Freunde; ein Wiedersehen ist eigentlich nur eine erhöhte Fortsetzung des Beisammenseins.

Ueber den Tag, der diesmal meinen Bayreuther Aufenthalt abschloß, ließe sich noch viel berichten. Es ward nichts Besonderes vorgenommen, aber das Gespräch enthielt genug des Besonderen und Erlesenen. Wagner war fast noch sprudelnder und ergiebiger als an den vorhergehenden Tagen. Bei Tisch entwickelte er seine Auffassung der A dur Sinfonie, man kann sagen: er dirigierte sie; man empfand die Richtigkeit der Tempi. Sehr lebhaft sprach er sein Verlangen aus, die Mozartschen Sinfonien und Ouvertüren als Dirigent nach seinem Sinne zu beleben; er hofft, die sich bildende Schule werde im kommenden Jahre ihm Mittel und Kräfte dazu gewähren.[10] Nachmittags führte ich Cosima durch die Stadt, Abends erhielt sich das fast fünfstündige Gespräch immer in gleicher Fruchtbarkeit und Lebendigkeit. Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften, und der zweite Faust (die beiden letztgenannten Werke sind ihm das erhabenste Zeugniß für Goethes Thun und Wollen in der späteren Lebenszeit), Thekla im Wallenstein, Shakespeares Stellung gegenüber der Eigenart des englischen Volkes — es ist nicht möglich, alles, was leicht gestreift oder tiefer erörtert ward, mir ins Gedächtniß zurück zu rufen, geschweige von der Physiognomie solcher allumfassender

Gespräche eine Vorstellung mitzutheilen. Alles, was Wagner im lebendigen Wort ergreift, wird ihm zum Anlaß, sein eigenes Wesen mit beispielloser Unbefangenheit zu enthüllen. Er richtet seinen Blick oft nur auf eine Seite des Gegenstandes, auf diejenige, durch welche derselbe zu ihm in irgend eine Beziehung tritt, aber dieser Blick ist von solcher Schärfe, daß er von dieser einen Seite aus in das Innere des Gegenstandes dringt, ihn durchdringt und so (ein gewagtes Bild) auf der andern Seite wieder herauskommt. Wie Wagners Schriften, so auch sein Gespräch: selbst seine vermessensten Extravaganzen rühren an das Wahre. Bei aller Ausgelassenheit geht ein großer unerbittlicher Ernst als Grundzug durch sein Wesen; was er an andern schätzt, ist auch vornehmlich der Ernst, mit welchem diese ihre Lebensaufgabe erfassen. — Am Freitag Morgen vor meiner Abreise hatte ich noch eine angenehme Stunde mit Cosima, ein Wiedersehen um Ostern ward, wenn auch nicht fest verabredet, so doch erhofft.

Treuen Herzensgruß!

M. B.

Von meinen sonnigen Zimmern in München.
21. October 1877.

Wie gern höre ich, daß meine Berichte aus Bayreuth ihren Zweck erreicht, das heißt: Ihnen einige anregende Unterhaltung gewährt und das Bild des außerordentlichen Mannes und seiner Umgebung Ihnen nahe gebracht haben. Ueber die abschließenden Stunden wissen Sie nun auch schon das Nöthige, doch vergaß ich zu erwähnen, daß am Donnerstag Nachmittag die Euphrosyne gesprochen ward. Sie gelang besser als die Elegie. In Wahnfried fühlt man sich dem alten Goethe besonders nahe, und so war es natürlich, daß die Insassen gerade dies Gedicht von mir forderten. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal gesagt, daß die Elegie zu jenen Lebensgedichten gehört, die mir in bestimmten Momenten meiner Existenz von besonderer Bedeutung geworden; es gelingt mir deshalb selten, sie in künstlerischer Klarheit aus mir herauszustellen, und auch diesmal wollte es mir nicht glücken.

Der übernommenen Verpflichtung, die Entstehungsgeschichte des Wallenstein vorzutragen, kann ich mich doch wohl nicht entziehen. Freilich muß sich der akademische Lehrer diesmal recht gründlich zusammennehmen, wenn er mit Ehren bestehen will.

Die treuesten Segenswünsche. Mit immer gleichen Gesinnungen

München, 24. October 1877. M. B.

Eine ganze Vorlesungswoche ist vorüber, und ich kann die guten Nachrichten, die ich während der jüngsten Tage über mich gegeben, im Großen und Ganzen nur bestätigen.

Liszt war am Sonntag hier, auf Wunsch der Frau Wagner ging ich zu ihm und verlebte mit ihm einen reich ausgefüllten halben Tag. Die Persönlichkeit bleibt eine der anziehendsten der Zeit. Er hat das Virtuosenthum über sich selbst hinausgehoben und dadurch für immer abgeschlossen. Nach ihm giebt es keinen Virtuosen mehr in der alten Bedeutung des Worts. Wir sprachen viel über französische Litteratur, alles an ihm war Geist und Leben. Ueber sein Verhältniß zum Meister redete er in der würdigsten Weise, als ich an das erste Pariser Zusammentreffen beider erinnerte. Beim Essen — Lenbach und ich waren seine Gäste — machte er den Wirth mit wahrhaft vornehmer Gewandtheit.

Neben den Alten ist Musik in diesen Tagen vor-

nehmlich an der Ordnung. In meinen Zimmern wimmelt es von Rheintöchtern und Nornen, ich fungire wirklich als χοροδιδάσκαλος.[11] Mit unerbittlicher Hartnäckigkeit setze ich doch wenigstens durch, daß ordentlich ausgesprochen wird und lerne die musikalische Declamation des Meisters immer tiefer bewundern. Freilich, Seele kann man diesen Theatergeschöpfen nicht geben, da Gott der Herr sie ihnen versagt hat.

Des Meisters Rheingold hat in Wien, wie mir gestern Graf Wilczek in Lenbachs Atelier erzählte, einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Hanslicks Bericht in der Neuen Freien Presse war doch wirklich eine geistige Insolvenzerklärung.

Gestern um sechs war Diner beim General von der Tann, nur eine kleine Gesellschaft, ich und Lenbach waren die einzigen Bürgerlichen. Ich hatte Tanns schmählich vernachlässigt, und mich bei mehreren freudigen und traurigen Familienereignissen der letzten Zeit ganz fern gehalten, um so freundlicher war das Einladungsbriefchen der Generalin. Die Unterhaltung war leidlich, die liebste Persönlichkeit des ganzen Kreises ist mir der General selbst, mit dem ich lange und lebhaft sprach; er hat einen umfassenden, durch die vielfachste Erfahrung geschärften Blick; seine ganze geistige Existenz

beruht auf dem Grunde einer sehr tüchtigen protestantischen Bildung.

Alles Gute den Freunden!

München, 12. Januar 1878. M. B.

Hiemit kündige ich an, daß gestern Huttens Leben und Thun zum Schluß gebracht worden und wir uns jetzt dem theuren Mann Gottes, Luther zuwenden.

Erasmus hat vier, Hutten sechs ganze Stunden in Anspruch genommen. Manche wollen in Erasmus den Urvater eines gesinnungslosen und erwerbsüchtigen Litteratenthums erblicken, in ihm nur einen hohlen Wortkünstler sehen. Ein Voltairescher Zug geht durch seine Natur. Sein Blick war weiter und umfassender als der Luthers, aber nicht so tiefdringend, und es war ihm leicht, umfassend zu sein, weil seine Thatkraft sich immer nur im Gebiete des Theoretischen hielt. Vom praktischen Heldenthum Luthers hatte er keine Ader, ja, er begriff es nicht. So hätte Voltaire die Revolution sicher nicht gewollt, obgleich er sie, wie kein anderer, vorbereitet hatte. Den Witz des Erasmus muß man sich förmlich ins Französische übersetzen, um ihn ganz zu fassen. Erasmus wußte nichts von den Mark und Bein durchschütternden Kämpfen, in denen

Luther seinem Heiland die Verheißung der Recht-
fertigung durch den Glauben abgerungen hatte. Er
wußte nichts von dem naiven Gemüthsverkehr, in
welchem Luther mit dem lebendigen Sohn Gottes
stand. Erasmus Bildung ruht naturgemäß auf dem
früheren Humanismus, in dem der Schein so oft das
Wesen vertreten mußte. Luther steigt in die Tiefe
der Menschennatur, nach Wesen und Wahrheit suchend.
Voller Gegensatz zum Humanismus, Rechtfertigung
durch den Glauben. Dort die Wirklichkeit in Schein
aufgelöst, hier Realität des Glaubens. In Erasmus
finden wir die für ganz Europa gleich geltende Hu-
manistenbildung, welche auch auf die Theologie reini-
gend wirken soll und wirkt, in Hutten den mit dem
ritterlichen Standesbewußtsein vereinigten Humanismus,
der von einem heldenmäßigen patriotischen Sinn ge-
tragen wird: dieser Heldensinn wendet sich gegen Rom,
nicht sowohl weil Rom eine falsche Lehre verkündigt,
sondern weil der romanische Geist den germanischen
in schmählichem Banne hält. In Luther bricht nun
die Macht des deutschen religiösen Gewissens ungezügelt
hervor; die höchste geistige Thatkraft vereint sich mit dem
reichsten schriftstellerischen Vermögen, um die Welt in
schütternde Bewegung zu bringen. Es ist schwer,

würdig über Luther vor Solchen zu reden, die nicht unmittelbar mit ihm verkehrt haben. Ich werde in den Vorlesungen natürlich meist nur den Schriftsteller heraustreten lassen; wenigstens soll der Sturmwind seines Wortes mächtig einherfahren.

Ich hoffe, daß die Tage den Freunden leidlich dahingehen. Ich halte mich fort und fort in strengster Zurückgezogenheit, die mir in jedem Sinne wohlthut. Nach eingehender Forschung meines Kalenders ergiebt sich, daß ich am Dienstag, den 26. März, Abends zur herkömmlichen Stunde bei Ihnen eintreffen werde. Am Tage Emanuel würde ich Sie dann nach Gottes Fügung wieder begrüßen, und der erste der wieder gemeinsam gefeierten Sonntage würde der Sonntag Lätare sein. Und so komme ich denn auch wirklich mit Freuden.

Wohl hat man Ursache, in diesen Tagen seines Protestantismus froh zu sein. Im Jahre 1520 sprach Luther sein die Welt durchschütterndes Wort an den christlichen Adel deutscher Nation. Diese Schrift bleibt ein wunderbares Zeugniß für die Gewalt des Lutherschen Wortes. Sie gehört aber nicht vornehmlich zu den Schriften, welche die ganze Tiefe des Lutherschen Sinns offenbaren und ihn in seinem

religiösen Herrenthum zeigen. Er hob hier den character indelebilis der Priester auf, riß die Scheidewand nieder zwischen geistlichem und weltlichem Stand und brachte so die Grundfesten ins Wanken, die dem Gebäude der römischen Hierarchie untergelegt waren. Noch immer setzt sich der römische Bischof, als Herr aller Herren, die dreifache Krone auf; das Gebiet der römischen Kirche dehnt sich stets weiter über den Erdboden — und doch ist seit Luthers Thaten die Herrschaft des Geistes, der endlich auch die Materie zwingt, von Rom gewichen.

Die besten Wünsche für alles Gute!

M. B.

München, 1. März 1878 Abends.

Verehrte Freundin, wie ich versprach gebe ich kurze Nachricht von mir und im Ganzen eine gute. Wäre ich nur über des Freundes Gesundheit einigermaßen beruhigt!

Alle Gedanken und Empfindungen werden verschlungen durch den Eindruck, mit dem die namenlose Gräuelthat in Berlin uns überwältigt.[12] Verstehen Sie jetzt, was ich neulich sagte, die Gesetzgebung müsse reformiert werden? Aber wahre Hilfe kann bei der

entsetzlichen Verwirrung der Vorstellungen nur ein geistig wieder geborenes Christenthum bringen. Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich diese That und ihre Beweggründe nur im Zusammenhange mit dem ganzen politisch-socialen Zustande des Jahrhunderts betrachten kann. Ein weltgeschichtlicher Gegenschlag gegen die französische Revolution und ihre Principien, oder eine gewaltsame Fortbildung derselben bereitet sich vor.

Lassen Sie mich bald hören, daß Sie und die Ihren auf dem Krämerstein glücklich angelangt sind.

Freundschaft und Treue!

M. B.

München 4. Juni 1878.

Es ist schwer, mein theurer Freund, in diesen Tagen etwas zu denken oder zu reden, was nicht auf die vaterländischen Zustände Bezug hätte. Gegenüber den großen Angelegenheiten, die jeden beschäftigen müssen, der sich dem Vaterlande verbunden fühlt, erscheint alles kleinlich, was sonst als Gegenstand und Ziel eines ernsten Strebens dem Einzelnen würdig und bedeutend erschien. Ich weiß, ich äußere dieses Gefühl gegen einen Freund, der es mit mir theilt

Sie haben in unmittelbarer Nähe die Kriegsthaten geschaut, welche die Begründung des neuen Reiches möglich machten. Hätten Sie damals geahnt, daß man schon nach sieben Jahren an dem, unter dem Jubel der Nation errichteten Gebäude so verbrecherisch rütteln würde?

Ohne mir das zweifelhafte Recht eines politischen Propheten anmaßen zu wollen, spreche ich die Ueberzeugung aus, daß wir an einen weltgeschichtlichen Wendepunct gelangt sind. Es muß sich in den nächsten Jahren entscheiden, ob Europa noch im Stande ist, sich von der dumpfen Despotie zu befreien, mit welcher seit der französischen Revolution der Codex des Liberalismus es beherrscht hat, und zwar schamloser und rücksichtsloser es beherrscht hat, als es irgend eine andere Tyrannei, die der römischen Kirche ausgenommen, je vermochte. Für Deutschland insbesondere scheint mir die Aufhebung der Gesetze von 1869 eine unerbittliche Nothwendigkeit.

Die beiden Unthaten, die uns rasch nach einander erschütterten, zählen zu dem Grauenvollsten, was die an Thaten des Grauens so reiche Weltgeschichte aufzuweisen hat. Sicherlich würden sie uns aber nicht so maßlos erschüttern, wenn wir nicht alle mehr oder weniger deutlich empfänden, daß sie im unlösbaren

Zusammenhange stehen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, die sich, zur Schande des jungen Deutschlands, während dieses Jahrzehnts entwickelt haben. Ohne Scheu durfte man vor den sehenden Augen des Staates die Grundfesten des Staates untergraben, die deutsche Wissenschaft, der es hier einmal wieder an dem einfachen gesunden Menschensinn gefehlt, hat sich in harmloser Dummheit an diesem Verbrechen betheiligt (ich kenne die Kathedersocialisten); die von der Feigheit der liberalen Partei dem Staate aufgedrängte selbstmörderische Nachsicht straft sich furchtbar: Gesetze, die man aus ruhiger Erkenntniß des Rechten und Nothwendigen mit Ruhe längst hätte geben sollen, muß man sich jetzt durch die Furcht vor Wiederholung der schaudervollsten Greuel gewaltsam entreißen lassen.

Die Stimmung, die uns jetzt umfängt, wird vorübergehen, wenn auch die Folgen des eben Erlebten in unabsehbare Fernen reichen. Bis jetzt habe ich diese Stimmung noch nicht bemeistern können. Selbst auf dem Katheder, wo ich mich sonst über alles Drückende des Augenblicks hinweghebe, vermag ich sie nicht zu scheuchen.

Es war schön, lieber Freund, daß Sie mir wieder einmal unmittelbar ein Wort sagten. Wenn nur die

Mühsal des Umzugs schon vorüber wäre Meine immer gleich herzlichen Freundeswünsche sind, Sie wissen es, jederzeit bei Ihnen.

Ich umarme Sie, mein Theurer, in Freundschaft und Liebe.

M. B.

München, 8. Juni 1878.

Ein wahres Verlangen trage ich, zu erfahren, wie sich die theuren Freunde in ihrem neuen Wohnsitze heimisch behagen. Sind die Nachwehen der Übersiedlung überwunden? Zeigt sich der Vierwaldstätter See recht freundlich mitsamt dem Himmel, der sich in ihm spiegelt? Ort und Umgebung, die ich nicht kenne, werden mir doch gleichsam geistig vertraut, wenn ich mir die Freunde in ihnen wandelnd und ruhend denke.

Sie werden mich nach dem Siegfried fragen. Ich war fest entschlossen, ihn nicht zu hören. Gerade in dieser Zeit, in welcher neben der amtlichen Pflicht nur noch die Wirklichkeit der vaterländischen Zustände uns beschäftigen sollte, ist mein Geist allem Theatermäßigen noch mehr als sonst abgewandt. Aber Levi wollte sich durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen, mich unter den Zuschauern zu vermissen, er brachte mir selbst am Tage der Aufführung ein Billet. Ich war also

förmlich hineingezwungen. Und ich bereue nicht, daß ich dem freundschaftlichen Zwange nachgab. Was in Bayreuth das Beste war, der Mime — das hatten wir auch hier, dem Fasner aber gab Kindermann eine Bedeutung, die ihm dort abging. Dem Voglschen Paare kann man freilich keine Künstlerseelen einblasen. Levi hatte jedoch seine ganze vielseitige Dirigentenkraft aufgewandt, er ließ die einzelnen Unvollkommenheiten verschwinden in der Einheit, welche sein leitender Geist der gesamten Darstellung aufprägte. Das Werk selbst, das ich ja bis in jede Note kenne, erschien mir in seiner strengen Erhabenheit und trotzigen Kühnheit so groß wie je.

Alle treuen Herzenswünsche!

M. B.

München, 16. Juni 1878.

Welch ein schöner lieber Bericht, theurer Freund! Er gelangte am Sonntag um die Mittagszeit zu mir; er erheiterte mir den stillen Nachmittag, und gern hätte ich schon ein Wort freudigen Dankes dafür gesagt. Aber mancherlei Arbeit häuft sich in diesen Tagen zusammen.

Bekennen muß ich übrigens, daß es mir nur auf

dem Katheder und im Kreise meiner Schüler gelingt, den Druck, mit dem mich das Leid dieser, dem Vaterland so furchtbaren Tage belastet, einigermaßen zu überwinden. Sie haben Recht und drücken ganz und gar mein Empfinden aus. Wie nichtig kommt uns alles vor, was uns selbst angeht, wenn die höchsten Interessen, vor denen die eigenen verschwinden müssen, gefährdet erscheinen! Und wie abgrundtief ist die Gefahr! Es ist wirklich nicht allein das Schreckliche des Augenblicks, was mich so tief bedrückt. Ich blicke weiter. Es mag einer, zu ihrem und unserm Heil energisch eingreifenden Regierung gelingen, die Mächte des Verderbens abzuwehren, und das Gefühl äußerer Sicherheit wieder herzustellen. Aber dem Verderben im Innern unmittelbar zu steuern, das übersteigt das Vermögen auch der kraftvollsten und weisesten Regierung. Und gerade im Innern wuchert das Verderben. Die Phrase des landläufigen Liberalismus hat alles angefressen. Man mag sich jetzt vor der ausschweifenden Demokratie fürchten; aber der Mann, der für liberal gelten will, wird noch auf lange Zeit hinaus glauben, er müsse diesen seinen edlen Charakter dadurch bethätigen, daß er im Namen des sogenannten Volkes der Regierung als solcher — das heißt, aber nur

weil es die Regierung ist — hindernd entgegen tritt. Wir sehen es jetzt schon. Kaum bringt es die Regierung den Zuchtlosen zum Bewußtsein, daß es noch eine staatliche Ordnung giebt, an der nicht jeder Einzelne nach Belieben mit Wort und That frech herumzerren darf, so wird auch schon das erträumte Schreckbild einer Reaction herauf beschworen, und der ehrsame Bürger, der eben noch Mord und Brand von der socialdemokratischen Rotte fürchtete, beginnt für seine „Freiheiten" liberal zu zittern. Im Gefühle der eigenen Unthätigkeit verlangt man von der Regierung, sie soll nur Sicherheit gewähren, rüstet sie sich aber dazu, und will in die rechten Bahnen einlenken, so fällt man ihr in die Zügel.

Und selbst das, worauf ich hier deute, ist noch nicht das Schlimmste. Wir sind das genußsüchtigste Volk Europas. Im Essen und Trinken, oder vielmehr im langen Verweilen bei diesen Genüssen thun wir es allen andern Völkern zuvor. Das von Rauch und Bierduft angefüllte Wirthshaus ist für die niederen Classen unseres Volkes, und leider nicht allein für diese, die eigentliche Heimathsstätte geworden. Daher der schmähliche Verfall unserer Industrie. Aber dies ist ein altes Nationallaster, wir werden es nie ausrotten,

wir müssen mit ihm, als einem bestehenden Uebel rechnen. Neu hingegen ist die Entfernung von allem, was dem Leben religiöse Weihe verleihen kann. Wie furchtbar dies Uebel an den lautersten Kräften des deutschen Geistes schon gezehrt hat, läßt sich nicht berechnen. Je edler dieser Geist seiner Art nach ist, um so entartender wirkt auf ihn die Mischung mit diesen giftigsten Elementen. Nicht nur die justitia ebenso sicher die religio bildet das fundamentum regnorum. Das Verderben und das Verbrechen geht hier von einer, dieses Namens unwürdigen Wissenschaft aus, die mit wahrhaft zelotischem Dogmatismus gegen die edelsten Gefühle einer, ihrer höheren Bestimmung bewußten Menschheit den abscheulichsten aller Kriege, leider nicht sieglos, geführt hat.

Wie innig man mit dem Vaterlande verbunden ist, fühlt man in solchen Tagen doch am überzeugendsten. Mein ganzes Dasein ist mit allen Fibern in das deutsche Geistesleben verwoben. Ich rede jetzt häufiger als sonst auch mit jüngern Leuten über die deutschen Zustände. Man kann bei solchen Anlässen erfahren, wie weit und tief die Ansteckung durch die liberale Phrase greift. Sieht man dann wieder eine Prozession, wie sie sich jetzt eben vor meinen Fenstern

vorüberbewegt, so erblickt man die äußersten Gegensätze, zwischen denen die Zeit schwankt.

Ihre lieben Worte vom Montag unterbrechen mich in diesen Betrachtungen. Ich mag mir gern denken, daß alle zur Einrichtung des köstlichen Wohnsitzes nöthigen Arbeiten nun abgethan sind.

Gruß und treue Freundschaft!

M. B.

19. Juni 1878.

Es wird schwer, meine Bewegung zurückzuhalten, da ich eben von dem Ergebniß der Wahlen Nachricht empfange. Es wird in beiden Bezirken Münchens eine neue Wahl nöthig. Stauffenberg ist nicht durchgedrungen, die Ultramontanen treten viel kraftvoller hervor, als es ihnen seit dem französischen Kriege wenigstens im ersten Bezirke, möglich gewesen; die Socialdemokraten aber erscheinen in erschreckender Weise vermehrt; diese Partei ist von Wahl zu Wahl in ununterbrochener Zunahme begriffen.

Solchen Erscheinungen gegenüber bedarf es eines festen Glaubens an die innere Lebenskraft des Reichs, an die sittliche Thatkraft der Deutschen und an ihren Verstand.

Gestern hatte ich noch ein längeres Gespräch mit Holtzendorff. „Diese Wahlen werden viele Ueberraschungen bringen", sagte er „selbst Lasker kann unterliegen." Aber eine Niederlage Stauffenbergs ward garnicht in Betracht gezogen.

Eins werden diese Wahlen lehren: Der vulgäre, despotische, aller tieferen Lebensauffassung abgewandte Liberalismus verdient nicht nur seit langem den Untergang; er ist jetzt auch vollkommen unfähig, ihn abzuwehren.

Mit Wonne lese ich Homer und Virgil. Es macht mich jedesmal jung im Geiste, wenn ich wieder einige Tage mit den Alten verkehren kann; ich komme mir in dieser Gesellschaft sehr vornehm vor. Die Alten geleiten den Geist aus dem neblichten Wirrwarr des modernen Bildungslebens zu den heiteren Höhen, wo alles in bestimmten lichtumflossenen Formen erscheint. Sainte Beuves Buch über Virgil,[13] das ich zum Theil schon in den funfziger Jahren, da ich es in einzelnen Bruchstücken kennen lernte, aufmerksam und nicht ohne fruchtbare Anregung studirte, hat mir jetzt bei rascher Lektüre abermals einen recht gefälligen Eindruck gemacht. Von den Franzosen muß man lernen, wie man die Hof- und Nationaldichtung aufzufassen hat,

die in Virgil ihren Triumph feiert. Ist ja doch Virgil eigentlich schon ein moderner romanischer Poet; durchs ganze Mittelalter hindurch ist er der einzige, der lebendig bleibt, der nie aufhört, gelesen zu werden und als höchstes Muster zu gelten. Jedes Wort des Virgil hat in der Poesie der Romanen sein hundertfältiges Echo gefunden. Geradezu gesetzgebend wirkt er durch seine Auffassung der weiblichen Natur. Seine Dido bleibt das Urbild passionirter Frauen für alle Dichter, die sich an der römischen Poesie inspiriren. Ich glaube, daß ich einen richtigen Sinn für Virgil besitze. Im Allgemeinen wird es jetzt dem Deutschen sehr schwer, ihn zu genießen. Wir haben eben kein siècle Louis XIV gehabt, das uns Licht über diese Art von Kunstpoesie geben könnte.

Am Homer habe ich mein gründliches Entzücken, wann und wo ich ihn aufschlage; er ist noch immer meine alte und neue Wonne.

Alles Gute, Herzliche, Schöne von dem getreuen

M. B.

München 3. August 1878.

Der Sieg der vereinigten Parteien, der Ultramontanen und der Socialdemokraten, ist gestern für

München entschieden worden. Die Stadt sendet also zwei Vertreter des modern-römischen Deutschlands in den deutschen Reichstag. Sie haben die Jahre 70 und 71 nicht unthätig mit durchlebt, theurer Freund; wenn Sie auch mit Recht aller hohlen politischen Rederei abhold sind, so muß doch der Proceß der Selbstzerfleischung, in welchem das Volk Goethes und Kants einmal wieder begriffen ist, Ihre schmerzliche Theilnahme erregen. Die Mächte, die diesem Proceß Stillstand gebieten könnten, zeigen sich noch nicht. Nicht die Gefahr, so furchtbar ernst sie auch erscheint, ist das eigentlich Gefährliche; daß man unfähig ist, ihre ganze schreckliche Bedeutung zu erkennen, das ist das entscheidende Unheil.

Der vulgäre Liberalismus wird von dem Lohn seiner Sünden früher heimgesucht als er selbst, und wir mit ihm, erwarten konnten; aber unter den Folgen dieser Buße leidet die ganze Nation.

Wenn ich jemals den Drang nach politischem Wirken und Einwirken gespürt habe, so ist es jetzt. Nur die feste Ueberzeugung, für dies Gebiet nicht bestimmt zu sein, hält mich zurück. Sonst — wer sollte sich nicht aufgerufen fühlen, gegen die wiederbeginnende Selbstzerfleischung Deutschlands zu reden oder zu

handeln! Welche Zerfahrenheit der Gesinnungen! Welche Umnachtung der Geister! Das ist noch immer dasselbe Volk, das den dreißigjährigen Krieg erzeugte! Aber ein Volk, das sich aus dem Elend dieses selbstmörderischen Krieges wieder hervorgearbeitet, wird doch noch die Kraft besitzen und bethätigen, die in den Tiefen eines entarteten Lebens wühlenden Mächte des Verderbens zu überwinden, es wird gegen ihren verbrecherisch frechen Ansturm die Güter sicher stellen, durch die unser Dasein erst Werth erlangt.

Ich muß mich ordentlich in eine geistige Cur nehmen, um die Eindrücke des Tages zu überwinden. Wissen Sie, wen ich, außer den Alten, noch herbeigerufen habe? Keinen geringeren als den Meister. Ich nahm ein Clavier in meine Wohnung; ein unvergleichlicher Spieler, der mit bedauerlicher Einseitigkeit ausschließend in und von Wagner lebt, kommt, so oft ich will, zu mir und trägt mir die großen Werke so treu und großartig vor, daß keine noch so oft wiederholte Darstellung sie mit gleichem Nachdruck mir einprägen könnte. Auf diese Weise habe ich Tristan, Rheingold, Walküre, Siegfried schon ganz gehört. Heute Nachmittag wollen wir mit der Götterdämmerung

beginnen. Tristan und der dritte Act des Siegfried bleibt das Gewaltigste von allem.

Hier haben wir abwechselnd Sonnengluth und Gewitter. Möchten Ihnen nur heilsame Lüfte wehen!

M. B.

München 9. Aug. 1878.

Meine Gedanken treffen hoffentlich mit der Wirklichkeit zusammen, wenn ich annehme, daß die Zustände bei Ihnen sich mit jedem Tage bessern. Ruht der Sonnenschein auf dem See? Und kommt der Sonnenschein auch in die Gemüther?

Sonntag hatten wir die Walküre. Die Gesamtherrlichkeit des Werkes und die reiche Fülle des Einzelnen kam mir wieder zum Bewußtsein und zur Anschauung. Die Aufführung jedoch überzeugte mich abermals, daß es eigentlich ein Vergehen gegen den Meister ist, seine Werke auf eine Bühne, wie auf ein Schaffot, zu schleppen. Sie verlangen unter allen Umständen ihren eigenen Schauplatz. Und doch war diese Vorstellung wahrscheinlich die beste, die dem Werke jetzt in Deutschland zu Theil werden kann.

Die Verhandlungen des Reichstags drehen sich im engsten Kreise. Aus dem magischen Unglückscirkel der

Partei vermag kein einziger herauszutreten. Nur für Bismarck giebt es ein Reich und ein Vaterland. Ein auffallendes Zeichen ist auch die Gemeinheit des Tones, in welchen manche Redner so leicht und so gern versinken.

Haben Sie eigentlich in jüngster Zeit Goethes Gespräche mit Eckermann einmal aufmerksamer durchgenommen? Nach der Bibel möchte es wenige Bücher geben, die uns so für jede Stimmung das Richtige und Erwünschte, das Aufhellende und Erhebende darbieten. Es ist eben deshalb unerschöpflich wie alle Bücher, die nicht litterarischen Ursprungs sind, sondern unmittelbar aus dem Leben hervorgehen und dasselbe in seinen unendlichen Manifestationen zum Ausdruck bringen.

Gestern nahm Fiedler[14] von mir Abschied. Er bleibt den größten Theil des Winters in Italien. Ein bedeutender Mensch!

Alles Gute aus treuem Herzen!

M. B.

München 17. Octbr. 1878.

Der wissenschaftliche Kreislauf hat also wieder begonnen, theurer Freund, Ihre guten Wünsche haben mich aufs

Katheder geleitet. Am Morgen begrüßten mich Ihre eigenhändigen Worte, in jedem Sinne ein erfreuender Gruß, die mir deshalb so werth waren, weil sie mir als ein Zeichen galten, daß trübe Tage wieder überstanden sind. Wenn es in Ihrer Macht stünde, würde ich sagen: machen Sie uns Allen die Freude, sie nicht wiederkehren zu lassen.

Zur Einweihung des Semesters hörte ich Sonntag den Fidelio, nachher war ich mit dem Kapellmeister auf dessen Bitte zusammen und sagte noch — denken Sie! — spät in der Nacht Alexis und Dora und die Euphrosyne hintereinander. So oft ich den Fidelio höre, immer drängt es mich von neuem, den empfangenen Eindruck in Worten wiederzugeben. Ist die Stelle in F dur „O Gott, welch ein Augenblick!“ Ihnen auch so lieb? Da blickt uns Beethovens Seele wie aus strahlenden Götteraugen an. Gefühl, von sinnlicher Schlacke befreit, ist wohl in der Kunst nie lauterer zum Ausdruck gekommen.

Die Berichte der auswärtigen Blätter über des Königs theatralische Genüsse liest man in München selbst mit ganz absonderlichem Lächeln. Alles, was vom König öffentlich erzählt wird, bildet immer ein abgeschmacktes Gemisch vom Wahren und Falschen.

Die für ihn wahrhaft charakteristischen Züge erfährt natürlich ein Zeitungsschreiber nie.

In der beginnenden Woche wird den Münchenern Wagners Nibelungenwerk vollständig vorgeführt. Und ich — übe Großmuth — opfere meinen Platz und bleibe weg. Am Mittwoch hörte ich den Figaro, um mich von neuem zu überzeugen, daß die Fähigkeit, Mozarts Götterthum wiederzugeben, fürs erste aus der Welt verschwunden ist.

Was ich mir zu Weihnachten wünsche? Das ist schwer zu sagen: Eines Theils wünsche ich mir zierlichen Hausrath. Denke ich aber recht darüber nach, so wünsche ich mir wohl noch entschiedener Bücher. Und warum auch nicht? Warum soll ich meiner Freude an Büchern nicht nachgeben, da so manche andere Freude mir versagt bleibt. Eigentlich sollte man, je länger man lebt, immer zufriedener werden, indem man das Ewige und Richtige in allem Sein und Thun unterscheiden lernt.

Leuchtet der Mond jetzt über den See? Mir sieht er ins Zimmer.

Dank und Herzensgruß.

M. B.

München 5. Novbr. 1878 9½ Uhr Abends.

Auf irgend etwas, das einem Briefe ähnelt, dürfen Sie während der Dauer des Semesters (ich denke bis zum 15. März zu lesen) grundsätzlich nicht rechnen. Was jetzt ungeschrieben bleibt, kann ja hernach um so erschöpfender im mündlichen Wort behandelt werden. Ich traue darauf daß auch meine spärlichsten Andeutungen bei Ihnen einem philologisch zuverlässigen allumfassenden Verständniß begegnen.

Die Dinge in Frankreich begleite ich mit gespannter Theilnahme. An eine dauernde Begründung der Republik kann ich nicht glauben, aber das ruhige Verhalten der Masse zeigt wenigstens einen augenblicklichen Fortschritt des gesetzlichen Sinnes.

Mit dem Verfahren des preußischen Cultusministeriums in Sachen der höheren Schule und der Confession bin ich schon seit längerer Zeit nicht einverstanden. Die Aeußerungen über den classischen Unterricht haben mir sogar im höchsten Grade mißfallen, sie stehen mit der gesunden preußischen Tradition in schneidendem Zwiespalt. Der Kampf mit Rom ist nach meinen Anschauungen gewiß ebenso heilsam wie unvermeidlich, aber ich möchte doch zweifeln, ob er in einem hinlänglich großen Sinne geführt wird. Der

römischen Weltherrschaft kann man nur mit den edelsten Mitteln beikommen.

Blicken Sie doch in der Allgemeinen Zeitung auf Erich Schmidts Artikel über Heyses Elfriede! Er scheint mir sehr gelungen. Heyse nennt die Elfriede mein Pathenkind, weil ich das Drama zuerst bei ihm aus dem Manuscript vorgelesen. Es ist mir doppelt lieb, wenn das Werk, an dem ich besonders die beiden ersten Acte gründlich bewundere, sich Anerkennung bei den Besseren erringt.

Eben hat sich das Bild Dantes[15] bei mir eingefunden. Der Büste Goethes gegenüber, zwischen den florentinischen Gestalten Michel Angelos erhält es seinen Platz. Wahrlich, ein edler und erhebender Zimmergenoß! Ich kann schwer meine Augen von den Zügen wenden, auf denen die Schauer der Erde und der Abglanz des Himmels ruhen. Das Bild fesselt immer mächtiger, je länger man es vor Augen hat. Wie unendlich viel hat dies Menschenantlitz zu sagen und zu verrathen. Die Geheimnisse der drei Welten, die der Erhabene durchwanderte, blicken uns aus diesem Auge schmerzlich und selig an. Was diese Lippen in Liebe und Zorn, in glühender Verehrung und in glühendem Hasse aussprachen, ist noch niemals

auf Erden gesprochen worden, in diesen Worten erklingt die Stimme eines Jahrtausends der Menschheitsgeschichte, und die Gedankenlast einer Welt birgt sich hinter dieser Stirn. Wer den Sinn dieses Antlitzes faßt, lernt gering denken von irdischem Freud und Leid.

So habe ich nun in meinem Zimmer die würdigen Bilder der beiden größten Dichter, die seit den Propheten des alten Testaments und seit Aeschylus auf Erden erschienen. In dem einen erhält das Mittelalter seine dichterische Glorie, in dem andern sammelt sich das Geistesleben der neueren Welt zur Einheit.

Treuen Gruß und beste Wünsche!

M. B.

M. 3. März 1879.

München 14. März 1879.

Nein, theurer Freund, ich werde geradezu bedrückt von der Prachtlast dieser Wundergabe.[16] Bedrückt und beschämt. Aber auch sehr erfreut. Vor allem freue ich mich in Ihre Empfindung hinein, daß Sie unter Verhältnissen, welche die Thätigkeit einer jeden minder energischen Natur lähmen würden, eine solche Leistung vollbracht haben. Ich freue mich, daß dies Werk in

einer so grandios vornehmen Gestalt mir nun angehört. Ich freue mich endlich zumeist, daß ein solches Buch da ist. Möchte doch jeder Buchstabe darin lebendig werden und zu lebendiger Wirkung gelangen! Unter allen meinen Freunden, fernen und näheren Bekannten ist niemand, mit dem ich in der künstlerisch-sittlichen Ansicht des Theaterwesens so voll und ganz übereinstimme, wie mit Ihnen.

Die Prachterscheinung kam gestern Nachmittag zuerst vor mein Auge, als ich mit Erich Schmidt aus dem Colleg heimkehrte. Auch er staunte zu ihr empor. Obgleich ich die Abendstunden mit ihm bei Heyse zubrachte, konnte ich mich doch nicht enthalten, manche umfassende Blicke in das Ganze zu thun. Seite 404 heimelte mich lieblich an, so schön werde ich nie wieder gedruckt werden. Sie haben die Worte überaus geschickt in die lebendig fortgehende Darstellung gefügt. Sie sind der Erste, der eine theatergeschichtliche Darstellung künstlerischen und sittlichen Zwecken, ja, ich darf sagen, den Zwecken der nationalen Wohlfahrt dienstbar macht. Alles, was über den Meister vorkommt, ist höchst fesselnd und belehrend.

Gruß und Treue!

B.

Da Ihnen, theurer Freund, ungehemmte Bewegung noch immer versagt bleibt, so ist es ja in gewissem Sinne gut, daß ich später komme. Ich bleibe deshalb doch so lange, als ursprünglich bestimmt war, denn auf Wunsch und Bitten einiger meiner Zuhörer werde ich mit den Vorlesungen erst am 28sten April beginnen.

Jedesmal, wenn ich komme, herrscht ein anderer der großen Weltpoeten, ohne daß die früheren dadurch verdrängt würden. Sie bleiben alle meine erhabenen Freunde. Wie arm wäre mein Leben, wenn nicht geistige Interessen es ausfüllten. Der ununterbrochene Verkehr mit ihnen ist neben meiner Lehrthätigkeit allein fähig, meinem Geiste einige Frische zu erhalten. Diesmal wird wohl Dante vorherrschen. Ich will Sie aber nicht mit seinen Höllenschrecken quälen, wir wollen von Fegefeuer und Paradies reden. Macaulay spricht einmal köstlich über den Verkehr mit den ewig lebenden Todten — with the highest of human intellects Plato is never sullen. Cervantes is never petulant Dante never stays too long.[17] — Cicero würde ich in dieser Gesellschaft der Allerhöchsten nicht nennen, so lieb er mir auch war und ist. Das ist die wirkliche

Aristokratie, in deren Nähe man vornehm wird, ohne es zu merken.

Mich Ihrer Freundschaft empfehlend.

B.

M. 28. März 1879.

Einen herzlichen Morgengruß, verehrte Freundin! Sagen Sie doch dem lieben Uhde wie sehr ich um seinetwillen den Witterungsgroll des Himmels beklage. Ich halte immer noch an der Hoffnung fest, daß hellere und mildere Tage ihm auch wieder Stärkung bringen werden.

Wenn ich auch zu einem „Klatschbrief“ Zeit hätte, was sollte ich klatschen? Ich weiß nichts zu sagen, uneingeladen gehe ich nirgends hin. Gestern Nachmittag war Heyse bei mir in Begleitung seiner Frau, diese brachte mir eingemachten Jugwer. Bei Levi, der des Meisters Geburtstag in Bayreuth mitfeiern und dann Paris und London besuchen wird, war ich gestern Abend mit Lenbach und Allgeyer. Es ward gut gesprochen und gute Musik gemacht. Mit besonderer Bewegung hörte ich wieder einiges aus dem dritten Acte des Siegfried; neben dem Tristan bleibt dies die höchste Offenbarung des Meisters. . . . . .

Dienstag Morgen nach der Vorlesung.

So harmlos schrieb ich noch gestern, und jetzt kommt die Trauerkunde.[18] Ich darf nicht sagen, daß sie unerwartet kommt und doch wie tief erschütternd! Glauben Sie mir, liebe Freundin, ich trauere mit Ihnen; mir stellen sich alle die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften eines Mannes dar, dessen geistige Heiterkeit und geistige Thatkraft durch die deutlich empfundene Nähe des Todes nur noch einen gesteigerten Schwung zu erhalten schienen. Und — abgesehen von allem Persönlichen — die Litteratur erleidet durch sein Scheiden keinen geringen Verlust. Regsame Empfänglichkeit des Geistes, Wissen und strengste Gewissenhaftigkeit, Spürkraft für das Einzelne und ein offner Blick für die Bedeutung des Ganzen, gesunder Haß gegen alles Halbe und Unechte und freudige Anerkennung des neidlos angeschauten Wahren und Höheren — daneben eine unverkennbare und immer reiner sich entwickelnde Fähigkeit anziehender und gewinnender Darstellung — das alles wird sich nicht so bald wieder in einer Persönlichkeit vereinigen.

Es gehört für mich wirklich ein starkes Pflichtgefühl dazu, heute Nachmittag aufs Katheder zu gehen. Ich will im Beginn der Vorlesung des hingeschiedenen

Freundes gedenken. Der Tod behält doch immer etwas geheimnißvoll Ueberwältigendes. Wie oft hat Uhde selbst sein nahes Ende besprochen, wie oft waren wir gezwungen, uns mit dem Gedanken an eine unvermeidlich nahe Auflösung zu beschäftigen. Nun tritt das Ereigniß selbst immer noch erschreckend und niederschlagend auf. Die räumliche Nähe des Todes behält immer auch für den an das klarste und ruhigste Denken gewöhnten Menschen etwas Schreckhaftes. Ich denke hier noch garnicht an den Tod, der ein uns theures Wesen hinwegrafft und somit einen Theil unseres eigenen Selbst vernichtet, nein, der Tod an und für sich, das Sterben, bleibt das dunkelste jener Geheimnisse, die uns umgeben, und über die wir uns nur deshalb mit einem gewissen Gleichmuthe hinwegsetzen, weil ihnen gegenüber die physische Ohnmacht des Menschen allzu deutlich offenbar wird. Nur durch den göttlichen Theil in uns läßt sich der Tod, wenn nicht überwinden, so doch ertragen.

Treue und Freundschaft in heller wie in dunkler Zeit!

B.

München, 27. Mai 1879.

Sonntag Nachmittag.

Aus unsäglicher Hitze heraus der verehrten Freundin wenigstens einen Gruß. Die Studirenden haben sich meist schon fortgewandt, dennoch gab es heute Morgen allerlei Besuch, so daß ich von 9 bis 1 Uhr nicht einen Augenblick allein war. Trotzdem fühle ich mich nicht angegriffen und trage mich sogar mit dem barbarisch edlen Gedanken, heut Abend, bei dieser tyrannischen Gluthgewalt, den Siegfried zu hören.

Montag Morgen.

In der That, das war eine warme Huldigung, die ich dem Meister allein unter allen lebenden Künstlern darzubringen geneigt bin, und selbst unter den großen Todten dürften nur Mozart und Beethoven ein Gleiches verlangen. Doch machte sich mir eigentlich nur während des ersten Actes der Druck der Atmosphäre schwer fühlbar. Diesem ersten Act nämlich muß man die Stimmung entgegenbringen, um seiner eigenartigen Trefflichkeit ganz froh zu werden. Die beiden folgenden erzwingen sich die Stimmung. Die Erweckung Brünhildens, die das Ganze krönt, ist gewiß das Größte, was seit dem zweiten Theil des Faust in Deutschland an Kunst überhaupt geschaffen worden. Obgleich ich mich sonst durchweg der Musik gegenüber

naiv verhalte, — das heißt, mich vertrauensvoll ohne weiteres Prüfen meiner Empfindung überlasse — so habe ich mich bei diesem größten Moment der Trilogie doch schon mehrfach untersucht, ob sich irgend etwas Fremdartiges, Unberechtigtes in den Eindruck mische, und ich habe diesen stets ganz rein erfunden. Das einfach Menschliche kommt hier im vergöttlichenden Mythus zum höchsten Ausdruck, das Element der Musik, in dem das Ganze schwebt, vergeistigt und verdeutlicht zugleich den Vorgang im Innern des Gemüthslebens. Die Werke des Meisters sind nicht nur selbst außerordentlich, sie veranlassen auch das Außerordentliche.

Dieser Tage kam ein Brief von Delius, zuerst entzifferte ich wie gewöhnlich nichts als „Lieber Bernays!" und hoffte, daß Gott zur Enträthselung des Uebrigen allmählich Erleuchtung senden werde. Diese blieb denn auch nicht aus. Ich entdeckte zu meiner herzlichen Freude, daß er sich mir für die Zeit um den zwanzigsten August ankündigte. . . . .

Die Kunstausstellung enthält zu meiner Freude den ganzen Kunstjammer der Zeit. Sie wissen, daß für den wahren Künstler, so bald er schafft, kein Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus vorhanden ist. Es giebt kein echtes Kunstwerk, in dem sich beide nicht

durchdringen. Gerade die am meisten vergeistigten Kunstwerke ruhen am sichersten auf dem Boden der Natur oder entspringen aus den Tiefen der ewigen Wahrheit. Beide Wörter mit den Halbbegriffen, die sich daran knüpfen, können das schlimmste Unheil stiften, wenn sie von ungebildeten Künstlern zu Parteibezeichnungen erniedrigt werden. So bestrebt sich denn die jetzige Kunst, die jede Ahnung vom Ursprung und Wesen aller Kunst eingebüßt hat, auf das einsichtigste oder — ich will das rechte Wort brauchen — auf das frechste, realistisch zu sein. Sie verschwistert sich gleichsam mit allen, die Menschennatur und vor allem die deutsche Geistesart herabwürdigenden Bestrebungen. Wer von dem Treiben und dem Bildungszustande der meisten sogenannten Künstler einige Kenntniß hat, darf sich freilich nicht verwundern über die anwidernde Erbärmlichkeit dessen, was nun aus solchen Köpfen und Phantasien heraus ans Tageslicht tritt. Diese Maler haben keine Vorstellung von dem, was im besten Theile der Nation sich regt und lebendig ist. Die echte Kunst muß neben allem andern, was sie ist, auch die Repräsentantin ihrer Zeit sein, aber nach dieser Kunst unsere Zeit zu beurtheilen, das wäre eben so thöricht, als etwa nach den Lustspielen von

Rosen und Moser das Bild unseres gesellschaftlichen Lebens entwerfen zu wollen. Der Eindruck, den diese Sammlung neuester Kunsterzeugnisse bei Vielen hervorbringt, ist glücklicher Weise ein solcher, daß man hoffen darf, von dieser Ausstellung könne eine Wendung zum Besseren beginnen, wenn auch nicht in der Production, so doch im Urtheil. Lesen Sie doch in der Allgemeinen Zeitung die Aufsätze von Pecht. Dieser Kritiker, der seine Urtheile sonst nicht eben aus den reinsten Quellen zu schöpfen pflegt, spricht hier mit einer freimüthigen Entschiedenheit, die ihm um so höher anzurechnen ist, da seine persönlichen Verhältnisse ihn in nächste Beziehung zu den Künstlerkreisen bringen. Es giebt doch in Deutschland eine Art von öffentlicher Gesinnung, die sich dem Gemeinen widersetzt. Möglich, daß Feuerbachs edler Genius jetzt zu einer Anerkennung gelangt, auf die man bisher nicht hoffen durfte. Ich pflege immer zu scherzen, „wenn er nur Geduld hat, so alt zu werden, wie der Meister, so kann er seinen Ruhm noch erleben."

Nun muß aber dieser buchartige Brief zu Ihnen eilen und Ihnen meine Grüße überbringen. Allezeit getreu und ergeben

München, 7. August 1879. B.

Ein treuer Gruß der verehrten Freundin!

.... München ist in diesen Wochen von Fremden überfluthet, aber der Schwall strömt nur durch. Von einem Professor wird vorausgesetzt, daß er die Stadt mit dem Beginn der Ferien verlassen, und so werde ich im Grunde nur wenig behelligt. Dieser Tage lernte ich den Bildhauer Adolf Hildebrand aus Florenz kennen. Es ist eine wahre Künstlernatur, und er strebt nach dem Wahren, wie die großen Künstler der Renaissance. Er steht in seinem Gebiete da, wie Feuerbach in der Malerei, ist aber viel jünger als dieser. Was er von allgemeiner, und besonders litterarischer Bildung besitzt, verdankt er seiner Frau. Von Hildebrand kommen zwei Büsten in die Ausstellung: Frau Schäuffelen und Frau Fiedler. Es war hübsch zu hören, wie ein solcher Mann, der nur in Kunstanschauungen lebt und der Poesie ganz naiv gegenübertritt, sich in den zweiten Faust, besonders in die classische Walpurgisnacht eingelebt hat.

Am Sonntag hörte ich die Götterdämmerung. Sie gilt neben der Walküre als das populärste Stück der Trilogie. Die Handlung bewegt sich im Kreise menschlicher Zustände, die Motive sind meist allverständlich, den Erschütterungen des dritten Actes kann

niemand sich entziehen, und der Doppeltod Siegfrieds und Brünhildens ist gewiß so großartig wie die Erweckung der letzteren am Schluß des Siegfried. Trotzdem hat mich dies Werk niemals, und auch jetzt nicht, so im Innersten berührt wie die übrigen des Meisters. Der erste Act freilich hat mich diesmal schon tiefer ergriffen als früher. Ich kenne die Götterdämmerung nicht so bis ins Einzelste genau, wie ich die andern Theile der Trilogie kenne, möglich, daß, je tiefer ich eindringe, mein Genuß um so größer wird. Bis jetzt scheint mir immer noch der musikalische Gehalt geringer als in den übrigen Schöpfungen, der dritte Act des Siegfried bleibt mir — wenn man überhaupt einmal so thöricht sein will, hier eine Rangordnung aufzustellen — neben den Meistersingern und Tristan das Größte.

Sind Sie schon wieder in Hamburg? Meine Wünsche sind treulich bei Ihnen.

M. B.

München, 15. Aug. 1879.

Verehrte Freundin, so weit ich es jetzt berechnen kann, denke ich etwa am Donnerstag den 25sten abzureisen und nach eintägigem Aufenthalt in Frankfurt am 27. Morgens in der Vaterstadt einzutreffen.

Hemsen[19] ist noch bei mir, der Verkehr mit ihm ist mir erfrischend. Ein vieljähriges gemeinsames Leben und Erleben giebt einem Freundschaftsverhältnisse doch einen unerschütterlichen Grund. . . .

Ich vermag es leider nicht zu hindern, daß der Goethe in besonderem Abdruck erscheint. Duncker und Humblot haben ihren Wunsch dringend wiederholt, sie beriefen sich darauf, daß in einem ähnlichen Falle Herr v. Ranke seine Zustimmung ohne weiteres gegeben. Ein längerer Wiederstand meinerseits hätte etwas Pretiöses gehabt.

Fiedler ist noch hier, am Montag Abend war ich mit ihm bei Schäuffelens, gestern Nachmittag war er etwa zwei Stunden bei mir. Im Gespräch mit ihm weiß man doch, wozu man die Lippen bewegt. Er ist wirklich ein bedeutender und selbständiger Denker, es ist auffallend, wie vielfach wir übereinstimmen, obgleich der Bildungsgang eines Jeden sich nach verschiedener Richtung hinzog. In der Auffassung des Alterthums, in der Auffassung Goethes begegnen wir uns vollständig. Im Octoberheft der Rundschau wird

von ihm ein Aufsatz stehen, der die Zustände des öffentlichen Kunstlebens, so weit der Staat es leitet und beschützt, einer eindringenden Kritik unterwirft. Was er jetzt publicirt, sind nur Hindeutungen auf eine umfassende Arbeit, die eigentlich ganz dem philosophischen Gebiete und zwar der Erkenntnißtheorie angehört.

Auch Geheimrath von Windscheid aus Leipzig war mit seiner Familie hier. Er ist wahrlich nicht blos eins der ersten Häupter der Jurisprudenz, sondern zugleich eine von jenen, im besten Sinne idealen Naturen, deren die deutsche Gelehrtenwelt immer mehr bedarf und immer weniger besitzt. Die Frau ist von köstlicher Regsamkeit des Geistes und Gemüths und von einer — wie soll ich es sagen — ruhigen Tiefe der Empfindung, auch der religiösen. Die älteste Tochter scheint sehr begabt. Windscheid war eine der ersten Zierden des Kreises, den Max II. hier geschaffen. Heyse verehrt wenige Menschen so wie ihn.

Wie schön wird es sein, wenn wir wieder mündlich mit einander sprechen können!

M. B.

München, 18. Septbr. 1879.

Seit zwei und ein halb Tagen also wieder in meinen Räumen, verehrte Freundin —

Mittwoch Morgen.

Da ward ich gestern unterbrochen und im Verlaufe des Tages wollte sich die Muße zu fortgesetztem Gespräche nicht finden. Ueber den Aufenthalt in Frankfurt läßt sich nur in Bausch und Bogen berichten, daß er für Geist und Gemüth gleich anregend und ergiebig war. Ich verkehrte zumeist und zwar auf das intimste mit Devrients, Stockhausens, meinem lieben Ehlers[20] und sah außerdem noch vierzig bis fünfzig Menschen, obgleich ich jeder größeren Gesellschaft auswich und selbst die Besuche bei den alten Frankfurter Familien unterließ, in deren Kreisen ich früher so heimisch gewesen. Ich sah und beobachtete viel und that mancherlei Blicke in das städtische Leben des modernsten Frankfurt. Anziehend war besonders ein Zusammensein mit den vornehmen Vertretern des alten reichsstädtischen aber deutsch gesinnten Frankfurt; sie sind gleichsam die letzten Pfeiler des früheren städtischen Gemeinwesens, sie bekennen sich mit einer Art von vornehmem Stolz zur einflußlosen Minorität. Bei Frau Schumann war ich einen Abend. Welch ein jugendlicher Geist lebt noch in dieser mehr als sechzig-

jährigen Frau, auf deren Haupte doch die Hand des Schicksals oft so schwer geruht. Mit der heitern Naivität eines jungen Mädchens freut sie sich auf jede Theatervorstellung. Und welche edle Vornehmheit ist dabei über ihr ganzes Wesen ergossen. Wie unverletzt hat sie sich durch die Trübsal des Lebens hindurch die einfach ideale Gesinnung bewahrt, von welcher das Leben erst seinen Werth empfängt.

Stockhausen nahm mich mit offenen Armen und seine Frau mit offenem Gemüthe auf. Auch dort traf ich auf eine Krisis. In der That, wenn ich in so vielen Kreisen des Lebens beobachte, wie schwer es selbst den vortrefflichsten Menschen wird, einen Platz zu gewinnen, den sie dauernd behaupten können und wollen, so gewinnt meine akademische Stellung in meinen Augen einen doppelten Werth, und ich söhne mich gern mit allem aus, was in ihr und an ihr minder befriedigend sein mag. Wie Stockhausen den Ausfall seines Gehalts ersetzen will, das vermögen seine Freunde noch nicht abzusehen, und auch er wüßte wohl kaum Rechenschaft davon zu geben. Für jetzt erfreut er sich nur an der Aussicht auf die wieder zu erlangende Freiheit und so fand ich ihn in der empfänglichsten und mittheilsamsten Stimmung. Zum ersten=

mal seit fast drei Wochen drang wieder Musik an Ohr und Herz. Zwei Schülerinnen sangen; auch ihn selbst wußte ich zum Singen zu bewegen. Von seiner Stimme ist freilich kaum noch ein voller Klang übrig geblieben; man vernimmt nur Anklänge; aber selbst mit diesen Trümmern des kostbaren Materials beweist er, daß er der erste, ja der einzige Sänger unter den Lebenden ist. Den inneren Zusammenhang und den äußeren Zusammenklang von Ton und Wort — dies Geheimniß hat Niemand so ergründet wie er; die Beseelung des Wortstoffes ist hier vollbracht. Ergetzlich ist sein Verhältnis zu Wagner, theoretisierend hat er mancherlei an ihm auszusetzen; ja, er sucht an den Grundfesten der Wagnerschen Kunst zu rütteln; sobald er aber zwei Zeilen von ihm gesungen hat, läßt er nur Ausrufe des Entzückens hören: „das ist wirklich einzig! wunderbar!" Gerade an den scheinbar trockensten Stellen, z. B. an der Erzählung Wotans im zweiten Act der Walküre bewährt er seine Kunst und sein Verständiß. Brächte er es wirklich dazu, eine große Schule zu errichten, die etwa ein Jahrzehnt hindurch ununterbrochen bestände, so könnten aus ihr die Sänger hervorgehen, die der Meister bisher vergebens gesucht; er selbst giebt zu, daß Wagnerische Werke im Wagnerischen Sinne

vorgeführt, auf Jeden ohne Ausnahme überwältigend wirken müßten.

Der Abend bei Stockhausen war der letzte in Frankfurt. Am andern Morgen geleitete mich Devrient treulich zur Bahn; die bei schlimmem Wetter höchst unbehagliche Reise ward leidlich überstanden. Während der kurzen Zeit meiner Abwesenheit hatte sich doch viel angesammelt, das ich erst in den folgenden Tagen mit Muße durchsah. Von Fiedler fand sich ein Brief über meinen „kleinen Goethe". Man sieht daraus, was er für ein Denker ist. Mit vollkommener Klarheit spricht er aus, was jeder Biograph eines Dichters oder Künstlers, ja, eines schöpferischen Menschen, mag dieser der Kunst, der Wissenschaft oder dem praktischen Leben angehören, sich zur Aufgabe setzen muß. Jedes Wort dieses Briefes hat mich wohlthuend berührt; ich sehe aber und abermals, daß ich bei meinem ganzen Thun und Arbeiten immer nur an die Besten denken muß.

Gruß in Treuen

B.

München, 26. Octbr. 1879.

Gottlob, die erste Vorlesung überstanden! Und auch für meine Zuhörer gilt das „überstanden", und zwar zum Theil im eigentlichsten Sinn. Denn den ganzen Hörsaal hindurch und zu beiden Seiten des Katheders standen sie dichtgedrängt. Die Vorlesung war weder gut noch schlecht, sie erschien mir farblos und unbedeutend, sie war nicht vom Goetheschen Geiste durchweht. Erste Vorlesungen gelingen mir fast nie, ich bin immer ungeschickt in der Behandlung des Allgemeinen, ich kann nur vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigen, und das beste derartige, das ich geben kann, sind gewiß kurze allgemeine zusammenfassende Betrachtungen, die mir unwillkürlich und unmittelbar aus der Darstellung des Einzelnen hervorgehen.

Nach der Vorlesung war ich etwa anderthalb Stunden bei Heyse. Er hatte mich gebeten, den nordischen Dichter Björnson bei ihm zu sehen. Die Erscheinung — ein kraftvoller Fünfziger mit breit entwickeltem Oberkörper, mit vollem lichten Haar und scharf geschnittenem Gesicht von einem fast unheimlich überraschenden Wechsel des Ausdrucks — die Erscheinung also entsprach ziemlich der Vorstellung, die ich mir von diesem großangelegten Dichtergeiste gemacht hatte. Er war von seiner Frau und einer jungen Dame be-

gleitet, die bei einem sanften Ausdruck der Augen eine gar zu derbe Knochenmasse in ihrem Antlitze zeigte. Leider verließ er München schon gestern Abend, ich hätte mich gern ihm etwas genähert, er macht einen viel gewinnenderen Eindruck als Ibsen, sein Nebenbuhler und Gegner.

Eine große Freude ward mir vorgestern beschieden. Auf der Rückreise von Rom kam Heinrich von Sybel mit seiner Gemahlin hier durch und erschien plötzlich mit ausgebreiteten Armen in meinem Zimmer. Wenn Ranke der erste der Historiker ist, so ist Sybel gewiß der geistvollste. Einige Tage vorher sah ich erst von ihm in der Rundschau einen Artikel über Taines großes Werk. So war mir sein Geist recht gegenwärtig, als er leibhaftig vor mich hintrat. Er ist ein wahrhafter Freund, der für meine Natur einen klaren und dabei nachsichtigen Blick hat. Auch die Frau, die wenig gealtert, zeigte sich sehr herzlich. Beide waren so freundlich, mich nach Berlin zu wünschen.

Lassen Sie mich doch hören, wie Rubinsteins Werk sich bei den Wiederholungen hält. Es wird mir schwer, mir eine einheitliche große Composition von ihm zu denken. Die Maccabäer waren zerfahren und inhaltlos zugleich. Gewiß ist Brahms [21] der tiefere, strengere

und selbständigere Geist. Sie mit Wagner zu vergleichen — das sollte man beiden ersparen!

Die Verhandlungen der Synode geben eine oft traurige Belehrung über die Zustände unseres Protestantismus. Aber wie viele vortreffliche Männer sind doch in ihm noch thätig.

Gruß und treue Freundschaft!

M. B.

München, 6. Novbr. 1879.

Verehrte Freundin, Also auch auf Sie drückt die Kälte? Sie übt in der That eine drückende und bezwingende Gewalt, wie sie sonst nur von der höchsten Sommerhitze ausgeht.

In Berlin freilich konnten meine Gedanken Sie nicht aufsuchen. Haben Sie nicht Gelegenheit, die Gräfin Schleinitz zu Gesicht zu bekommen und wird sich eine Berührung mit Fiedlers ergeben? Er gehört einer der reichsten deutschen Familien an. Niemals hegte er die Absicht, irgend eine amtliche Stellung einzunehmen. Nachdem er auf umfassenden Reisen die Welt der Kunst und der Wirklichkeit kennen gelernt, bereitet er ein großes kunstphilosophisches Werk vor. Die Schrift, die vor etwa zwei Jahren bei Hirzel erschien, und von manchen z. B. von Hillebrand so

überaus hochtönig gepriesen ward, deutet auf die leitenden Gedanken desselben hin. Seine Frau sehnte sich immer zurück nach ihrem heimathlichen München, er hat keinen Grund, diesem Verlangen zu widerstreben; denn gerade ihm, der die ganze Welt kennt, bietet Berlin nur wenig; er wünscht sich geistige Ruhe und etwa noch den Verkehr mit einigen Gleichgesinnten. Er ist eine durch und durch vornehme Natur, die sich andern etwas schwer mittheilt. Gegen Künstler übt er, ganz im Stillen, eine oft großartige Wohlthätigkeit. Freilich sind seine Anschauungen vom Wesen und von den Aufgaben der Kunst denen, die jetzt officiell gelten, schnurstracks entgegen gesetzt. Aber das Echte muß ja, einem großen Naturgesetze zufolge, stets in der Minorität sein. Fiedler gehörte zu der kleinen, ganz kleinen Schar derer, die Feuerbach nach dem ganzen Maße seiner Bedeutung anerkannten. Er besitzt von seinen großen Werken die Iphigenie, über die ich vor vielen Jahren im Morgenblatte eine Rhapsodie drucken ließ.[22]

Ueber Feuerbachs Tod schrieb ich nicht, weil mich das Ereigniß zu mächtig erschütterte. Mir erscheint es als eine Art von Pflicht gegen mich und mein Amt, den trüben niederdrückenden Empfindungen, die auf mich eindringen, so wenig wie möglich Herrschaft über mich

zu vergönnen. Ich habe zu schwer mein Leben durchgekämpft, mir ist zu wenig von dem geworden, was man Freude nennt, ich muß jetzt, wenn meine Kräfte nicht allzu früh erlahmen sollen, ernstlich darauf bedacht sein, alles Zerstörende und Beklemmende abzuwehren, ja, ich muß um so mehr darauf bedacht sein, je tiefer mein Gemüth von Schmerz und Mitgefühl getroffen wird. Aber auch gegen Sie, liebe Freundin, erwähne ich so ungern etwas Schmerzliches. Und in diesem Falle wußte ich selbst gar nicht einmal, ob der Künstler, von dem man ja kaum mehr als den Namen kennt, Ihnen Theilnahme und Bewunderung abgewonnen habe. Ich erinnerte mich nur, daß Uhde ihn nach Verdienst zu schätzen wußte. — Dieser Tod ist einer von jenen Schicksalsschlägen, über die nachzudenken gefährlich werden kann. Angefeindet oder verhöhnt von der Masse derjenigen, die sich für seine Kunstgenossen hielten, von der landläufigen Kritik so lange wie irgend möglich verkannt, von den reichen Liebhabern, die nur nach Namen laufen, fast gänzlich unbeachtet — so ging er mühselig durchs Dasein, das Mysterium heiliger Kunst in seinem Geiste bergend; und verborgen blieb es der Masse auch dann, wenn er es in seinen Werken glorreich verkündete. An ihm

ist einmal wieder die Gemeinheit des gewöhnlichen Menschentreibens offenbar geworden. Ideenlose Techniker oder einseitige Virtuosen, deren Ideal nicht über das Ideal der Massen hinausreicht, Männer wie Makart oder Knaus, werden mit einem Goldregen überschüttet; Feuerbach ermangelte oft des nöthigen Geldes für die Leinwand, die seine erhabenen Gebilde aufnehmen sollte. Ich sagte oft scherzend zu Allgeyer, der nur für ihn und in ihm lebte: „Hat Feuerbach nur Geduld so alt zu werden wie Wagner, so wird er seines Triumphes über das Gemeine noch froh werden.“ Aber er mochte nicht so lange warten und verzichtete auf den schnöden Dank der Welt: vier Jahr älter als Schiller, so ist er hingegangen.

Das eigentlich Betrübende aber bleibt, daß die Welt aus dem Leben und Sterben dieses Kunstmärtyrers, den man jetzt mit Vorliebe den „genialen“ nennt, nichts, aber auch garnichts lernen wird. Mag nur ein vom Geiste wahrer Kunst erfüllter Meister wieder auferstehen, der, unbekümmert um die gemeine Tagesmode, seinem geweihten Ziele entgegenwandelt! Er wird es gleichfalls erleben, daß die Zunftgenossen ihn beseite drängen, daß die Kritik ihn höhnend zurechtweist, daß der erbärmliche Reiche, der vor Kunst-

werken nur verdauen will, seinen Schöpfungen mit Achselzucken vorübergeht.

Unter den Fürsten Deutschlands war unser König der einzige, der thätig bewies, daß er Feuerbachs Geist anerkannte. Er hat auch vor kurzem die Medea, die volle zehn Jahre lang unverkauft geblieben, der hiesigen neuen Pinakothek geschenkt. Wie durch seine Anerkennung Wagners hat er auch hier bewiesen, daß ihm der Sinn für das Große angeboren ist. —

Der Carneval geht vorüber, ohne mich auch nur im mindesten zu berühren. Ich bin froh, wenn ich in dieser schlimmen Zeit meine Vorlesungen nicht zu unterbrechen brauche. Unter den Kollegen herrscht Krankheit die Fülle.

Mit Heyse gehts frischer und besser. Letzthin als er bei mir war, hatten wir eine lange lebhafte Unterredung über meinen Homer,[23] der mir natürlich durch die Ausgabe der Odyssee[24] wieder sehr nahe gerückt ist. Heyse hat eine ganz andere Vorstellung von dem Buche als ich. Er meint, es müsse heißen: Homer in der Weltlitteratur. Das klingt mir aber gar zu gewaltig vornehm. Indeß, wie auch Name und Beschaffenheit des Buches sein mag, so viel ist sicher: ich kann es nicht schreiben, wenn ich in der bisherigen Weise zu dociren fortfahre.

Mein Sehnen und Trachten geht einzig darnach, noch etwas Ordentliches aus mir zu machen. Ich will meinen Weg gehen, weder um Lob noch um Scheltrede mich kümmern und meine Eigenart herausbilden. Denn nur wer sich selbst nach den Gesetzen seiner Natur frei und streng ausgebildet hat, vermag auf andere bildend zu wirken.

Mich Ihnen in Treuen empfehlend

B.

München, 28. Januar 1880.

II. An Jakob Baechtold.[25]

„Hat denn Baechtold Trauer"? — fragte meine Frau, indem sie mir den schwarz geränderten Brief überreichte, auf dem sie die wohlbekannten Züge Ihrer Hand wahrgenommen. Ich erschrack; der erste Blick auf Ihre lieben Zeilen bestätigte die bange Vorahnung. Es ist hart, den Bruder von der Seite gerissen zu sehen, den man zu einem künftigen Lebensgenossen neben sich heranwachsen sah; aber unerträglich schmerzensvoll sind die ersten Zeiten, in denen man sich mutterlos fühlt.[26] Nach meinen inneren Erfahrungen muß ich sagen: es ist eine Schmerzenswunde, die eigentlich

nie vernarbt. Lange, nachdem uns der Verlust getroffen, kann uns noch in gewissen Stimmungen plötzlich ein Gefühl des Alleinseins überkommen, so tiefgreifend, so stechend, als ob wir von neuem zu einem vereinsamten Dasein verurtheilt würden. In dem Verhältniß des erwachsenen Sohnes zur Mutter liegt ein Gefühlszauber geborgen, von dem kein anderes Verhältniß, selbst nicht das zu dem geliebtesten Weibe, verklärt sein kann. Nur der Mutter gegenüber haben wir auch in höheren Jahren noch das köstliche Recht, Kind zu sein. Es ergreift mich immer, wenn ich in der Genesis lese: „Da füret sie Isaac in die hütten seiner mutter Sara. Und nam die Rebeca und sie ward sein weib und gewan sie lieb. Also ward Isaac getröstet über seiner Mutter." In der That, wo giebt es andern Trost? Und doch ist auch dieser nicht vollkommen.

Aber preisen Sie Sich dennoch glücklich! Im reifen Mannesalter haben Sie Ihrer Mutter noch so manches Jahr zur Seite bleiben können. Ich verlor die meinige, als ich eben aus dem Jünglingsalter herausgetreten war. Ich verlor sie zu einer Zeit, da ich, auf einem selbstgebahnten Wege mühevoll vorwärts schreitend, zum Kampfe mit den mich umgebenden Ver-

hältnissen gezwungen, ihrer zärtlichen und doch einsichtsvollen Liebe mehr als je bedurfte. Denn sie war in meiner Familie die einzige, die mein Wollen und Streben verstand und billigte. Es klingt wie ein Märchen, wenn ich Ihnen sage, daß ich in meinem vierzehnten Jahr in ein Geschäftshaus eintreten sollte, ein Platz im Contor war schon für mich bestimmt. Und doch war bereits in meinen Kinderjahren die Richtung meines ganzen Wesens sehr entschieden hervorgetreten. Mir ward später oft erzählt, daß meine älteren Schwestern schon vor dem neunjährigen Knaben den Vossischen Homer verstecken mußten, von dem ich mich oft noch in späten Abendstunden nicht losreißen konnte. Mit kindischem Trotze setzte ich es denn auch durch, daß man abstand von dem noch kindischeren Beginnen, einen gelderwerbenden Kaufmann aus mir herauszubilden. Als ich, nach glänzendem Examen, auf die Universität zog, mußte ich abermals in den Kampf, um die Rechte meiner Individualität zu wahren. Dem mittellosen Jüngling wollte man nicht gestatten, sich Studien zu widmen, die ein so kärgliches Brot verhießen. Der Jurisprudenz sollte ich mich ergeben. Ich brauche es nicht zu bereuen, daß ich bei Böcking noch Institutionen gehört, aber damit wollte

ich mich doch der Advocatengilde um keinen Schritt genähert haben. Alle Mächte der Erde hätten mich nicht zur Abtrünnigkeit von mir selbst verleiten können. —

In diesen ernsten Fährlichkeiten nun blieb meine Mutter mir stets treue Bundesgenossin. Sie besaß eine gesunde litterarische Bildung, oder vielmehr einen feinen Sinn für das Dichterische; jede litterarische Prätension war ihrem einfachen Wesen fremd, ja, ihr verdanke ich zum Theil meinen unüberwindlichen Widerwillen gegen Schriftstellerinnen. Früh hatte sie in mir die Freude an Poesie geweckt. Der Blick der mütterlichen Liebe war auch hier der Blick des Verständnisses. Sie wußte, wohin ich mit meinem Thun zielte, und ihr Vertrauen auf mich benahm ihr auch jede erustere Bangigkeit, die sonst ein Blick in meine ungewisse Zukunft hätte hervorrufen können. Sie mußte von hinnen, ehe sie erlebt hatte, was vielleicht ihr Leben würde verlängert haben: die Freude, mich in einer Stellung zu sehen, in der ich nach den Bedingungen meiner Natur wirken kann.

Wenn ich mich diesen Erinnerungen überlasse, theurer Freund, so erkennen Sie daraus, wie lebhaft die Kunde von Ihrem Verlust mein Mitgefühl erweckt hat. Daß die tägliche Pflichtarbeit Ihnen oft recht

schwer auflag, begreife ich nur zu wohl; und doch bietet die regelmäßig wiederkehrende Arbeit das einzige wirksame Gegenmittel bei Schmerzen, die, auf unabwendbare Schicksalsschläge folgend, den innersten Menschen treffen.

Ich höre gern, daß Ihr Colleg Ihnen wissenschaftliches Behagen gewährt, daß Sie schon ernstlich an die große Aufgabe der schweizerischen Litteraturgeschichte denken, und daß Sie zunächst neue Publicationen vorbereiten Haben Sie die einzelnen Dramen schon endgültig ausgewählt?

Ich habe während dieses Semesters bisher das Mittelalter in weiteren Umrissen mehr angedeutet als dargestellt. Doch trug ich überall dafür Sorge, daß aus der drängenden Fülle der Erscheinungen die Gestalten derer, die als Beherrscher oder Vertreter ihrer Zeit gelten müssen, sich kräftig beleuchtet heraushoben. Mein Ziel ist diesmal das sechzehnte Jahrhundert oder eigentlich Luther. Denn mit der eingehenden Schilderung dieses gewaltigsten Autors deutscher Nation will ich schließen, nachdem Erasmus und Hutten gleichfalls in ausführlicher Behandlung vorhergegangen. So denke ich in meiner Weise den Mann zu feiern, dem sein gebührender Platz in der deutschen Litteratur-

geschichte noch immer nicht ertheilt worden. Wer kennt Luther? Gegen Döllinger äußerte ich mich über den gewaltigen Mann. Er sah mich an und sagte nachdenklich und nachdrücklich: „Luther ist der Mittelpunct der neueren Weltgeschichte." — Mir bleibt es immer eine erhebende Erinnerung, daß ich schon im Sommer 75 hier im Colleg über das sechzehnte Jahrhundert ihm etwa sechzehn Stunden gewidmet habe.

Meine bescheidene Feier auf dem Katheder wird von mir um so herzlicher begangen werden, da ich mit Schmerzen darauf verzichten mußte, am zehnten November selbständig hervorzutreten. Der erste Geistliche unserer Gemeinde forderte mich auf, in einem für die weitesten Kreise berechneten Vortrage Luther als Schriftsteller zu schildern. Man muß den hiesigen Verhältnissen sehr nahe stehen, um zu begreifen, daß ich, der sonst mit dem Bekenntniß seiner Gesinnungen offen herauszugehen pflegt, diesmal im Hinblick auf meine Stellung und die damit verbundene ungehemmte Wirksamkeit einer so lockenden Aufforderung widerstand. Aber ich widerstand mit schwerem Herzen.

Ließen Sie denn Ihr Auge schon auf dem ersten Bande der neuen Ausgabe Luthers ruhen? Der deutsche Luther läßt sich in diesem stattlichen Volumen

noch nicht mit seinen voll ausgebildeten Tönen vernehmen. Aber auch aus dem Latein mag man den werdenden und immer mächtiger anwachsenden Luther erkennen. Auch in seinem Latein redet Luther deutsch mit seinen Zeitgenossen und den nachkommenden Geschlechtern. Auch seine heroische Naivetät bewahrt er in der Sprache Latiums und der Kirche. Durchmustern Sie einmal den Kommentar zur Genesis, die Scholien zum Jesaias, das Werk über den Galaterbrief! Erstaunen werden Sie über die allerorten hier ausgebreitete Lebens- und Empfindungsfülle. Stellt man Luthers Latein neben das in seiner Art unvergleichliche des Erasmus, so erkennt man, was die alte Sprache unter den Händen, oder vielmehr auf den Lippen eines unbezwinglichen deutschen Heros werden kann. Schwingt er nicht die Waffe des lateinischen Wortes auch da, wo er die ernsthaftesten Kämpfe bestehen und seinen innersten Sinn an den Tag geben will? Wer die Schrift de captivitate babylonica oder den ehernen Tractat de servo arbitrio nicht kennt, der hat noch nicht in das tiefe, die Welt und sich selbst bezwingende Heldengemüth Luthers geblickt.

Aus Kellers neu und reich eröffnetem Dichtungsquell schöpfte ich mit Genuß und Bedacht. Jeder

Tropfe, den man schlürft, will gründlich ausgekostet sein. Ich bin noch lange nicht fertig. Und wann wird man hier fertig? Keller gehört mir zu den reinsten und ursprünglichsten Dichternaturen, die ich überhaupt kenne, manche seiner Gestalten sind mir geistige Lebensbegleiter geworden.

Der Lessing unseres Erich hat auch mich nicht losgelassen.[27] Den Reiz, mit dem er, wenigstens auf uns, wirken muß, haben Sie sehr treffend bezeichnet. Eine wahre Lebensluft, die nach allen Seiten hin erfrischend und verjüngend wirkt, geht und weht durch das Buch, in welchem eine ungewöhnliche, schriftstellerische Begabung zum hellen Ausdruck kommt.

Ich schreibe Ihnen in der letzten Stunde des scheidenden Jahres. Eben flammt, schimmert und glitzert es noch einmal von den großen und kleinen Tannenbäumen, die während dieser Tage unsere Zimmer schmückten und füllten. Möge ein heiterer Glückesschimmer Ihren Lebenspfad beleuchten im kommenden Jahre und in allen nachkommenden. Bleiben Sie mein Freund!

Treu und herzlich Ihr

Bernays.

München Fürstenstr. 13,

31. Decbr. 1883 elf Uhr.

III. An Otto Gildemeister.[28]

Bonn 18. September 70.

Hochverehrter Herr und Freund!

Erst gestern bin ich von meiner Reise heimgekehrt, die mich den Rhein bis nach Mainz hinauf geführt hat. Ihre lieben und guten Worte waren mir ein herzerfreuender Gruß zum Willkommen.

Daß Sie unseres Zusammenlebens gern und freundlich gedenken, das ist mir wahrlich eine gar angenehme Kunde. Was mir jene Tage gewesen sind, das brauche ich Ihnen nicht von neuem zu betheuern; sie haben nicht nur meinem Bremer Aufenthalt die gehaltreichste Bedeutung gegeben, sie haben mir auch den schönsten Nachgenuß zurückgelassen. Was mir an jenen unvergleichlichen Tagen zu Theil geworden, rechne ich überhaupt zu dem Werthvollsten und Erfreulichsten, was mir das Leben, das sich nur allzu selten so freigebig zeigt, bisher beschieden hat. Doch Sie kennen meine Gesinnung, und es bedarf zwischen uns keiner Worte.

Freilich blickt man in jene Tage, da das Studium der Poesie uns eine so ernste Angelegenheit war, wie

in eine Zeit zurück, die man auf nun versunkenen seligen Inseln ruhig hinlebte. Aber wer möchte jene glückliche Ruhe eintauschen für die gewaltig erschütternde Aufregung, die uns nun seit mehr als zwei Monaten beherrscht! Und wie übermäßig Großes hat sich nicht wieder begeben, seitdem Sie Ihre gewichtigen Worte an mich richteten! Die endlich aufleuchtende Sonne deutscher Herrlichkeit blendet fast zu sehr.

Vor der Erkenntnis, daß durch die Thaten unseres Volkes, das seine lange verhüllte Größe vor aller Welt Augen offenbart, von nun an der Geschichte Europas neue Bahnen vorgeschrieben werden, daß die europäischen Geschicke von jetzt an ihren Schwerpunct in Deutschland finden — vor dieser Erkenntnis schwindet jede andere Betrachtung. Wer aber von den Wundern dieser Zeit in seinem Innersten ergriffen wird, wie vermag der seinen Geist abzuwenden von dem Augenblick, der die Keime einer so großen Zukunft in sich trägt?

Sie halten, verehrter Freund, bei mir einen Gleichmuth für möglich, auf den ich nicht den geringsten Anspruch erheben kann. Seit den ersten Tagen des Juli — denn Grammonts Rede, die hier allgemein als rhetorische Spielerei aufgefaßt wird,

verkündigte mir den unvermeidlichen Krieg — seit jenen verhängnisschweren Tagen ist auch bei mir an ein zusammenhängendes, folgerichtiges Arbeiten nicht mehr zu denken gewesen. Ich war nicht gerade müßig, weil die Zeit, die man nicht den französischen und englischen Blättern widmet, doch ausgefüllt sein will; — mich beschäftigen eben einige nicht sehr anlockende Partien der Litteraturgeschichte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; aber auch beim Sammeln und Excerpieren wollte sich die Aufmerksamkeit nicht erzwingen lassen; der Geist sträubte sich ungeberdig; unsere heilige Mutter Germania — jetzt ist es doch etwas mehr als ein Wort — reißt alle Gedanken gar zu gewaltsam an sich.

Wie Sie wissen, habe ich mich von jeher bestrebt, die deutsche Litteraturgeschichte im engsten Zusammenhange mit der Entwicklungsgeschichte Deutschlands aufzufassen und so muß für mich, auch im Hinblick auf meine Studien, die Bedeutung dieser wunderreichen Zeit eine unermeßliche sein. Unser Jahrhundert vollbringt auf politischem Gebiet dasselbe, was das vorige durch seine geistigen Schöpfungen geleistet. Das deutsche Volk verliert den zweideutigen Titel der Dichter und Denker; indem unsere Litteratur aufhört, das vornehmste

Ruhmesdocument oder vielmehr der einzige Trost unseres Volkes zu sein, sehen wir ihre geschichtliche Bedeutung mächtig wachsen. Denn auch dem Blödsichtigen muß es einleuchten, daß an unserer Litteratur, deren Entwicklung gleichzeitig ist mit der steigenden Größe Preußens, sich das Nationalgefühl wieder aufgebaut hat. Jetzt ließe sich wieder hübsch über Klopstock sprechen. Aus der strahlenden Gegenwart fällt das Licht zurück auf eine herrliche Vergangenheit, die sich uns schon zu verdunkeln drohte. Diese Zeit giebt das Wort der Lösung für das bisher so dunkle Räthsel der deutschen Geschichte.

Ich glaube in der Weserzeitung oft Ihre Worte erkannt zu haben, und Sie dürfen nicht sagen, daß Sie bei dem großen Kampfe müßiger Zuschauer gewesen. Ich wünschte sehnlichst, auf irgend einen Posten gestellt zu werden, auf dem ich etwas, und wenn auch noch so wenig, mit meiner Feder hätte nützen können. Aber ungeachtet meiner eifrigen Bemühungen und des guten Willens einiger hochstehender Freunde ließ sich kein Platz für mich ausfindig machen.

Auf meiner Fahrt den Rhein hinauf hatte ich außer dem Homer nur Milton und Shakespeare bei mir. Nur die größten und machtvollsten Poeten

können der Wirklichkeit dieser Tage gegenüber Stand halten. Mit großer Aufmerksamkeit und einer eigenen Art von Ergetzen las ich Troilus und Cressida — diese tragisch-parodische Umbildung des Antiken ins Mittelalterliche und Rittermäßige. Verschwenderischer hat sich Shakespeares Geist nirgends ergossen. Tiefsinnige, aber zweck- und erfolglose Weisheit prunkt hier neben einem glanzreichen, aber innerlich hohlen Ritterthum, und zwischen die süßen und wilden Töne der Leidenschaft hindurch vernimmt man die grellen Laute eines rücksichtslos herben, mit grausamer Lust vernichtenden Gottes. Wenn einmal in ruhiger Zeit die Muse Ihnen wieder nahe tritt, muß sie Ihnen den guten Gedanken eingeben, auch dies Werk deutsch zu machen.

In Mainz verkehrte ich täglich mit dem Gouverneur der Festung, dem Prinzen Waldemar Holstein, der mich seit Jahren kennt, und der mich manche Blicke in die militärischen Verhältnisse thun ließ. Es ist gewiß nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß diesen Verhältnissen durchaus der Charakter des Beispiellosen aufgeprägt ist. Mainz war förmlich eingenommen von französischen Truppen. Die Offiziere prahlten meist mit einer so stumpfsinnigen Unbefangen-

heit, daß man glauben mußte, sie ständen in dem Wahne, die Weltgeschichte sei noch um 8 Wochen jünger. Dagegen verriethen die höheren Commandeurs ein deutlicheres Bewußtsein ihrer Lage. Als der General de Sailly sich dem Prinzen vorstellte, rang er vergebens nach Fassung; seine Worte wurden von convulsivischem Schluchzen unterbrochen. — Ich könnte manches Anziehende berichten, was sich aber nur mündlich wiedergeben läßt.

Wie bringt Ihre holde Lissy die Kriegszeit hin? Ihrer Gemahlin, der ich das dankbarste Herz bewahre, wünsche ich den schönsten befriedigendsten Erfolg ihrer segensreichen Thätigkeit; Ihnen bleibe ich für alle Zeiten in Dankbarkeit und treuer Verehrung ergeben.

Michael Bernays.

Als die Nachricht von der Proklamation der Republik auf Wilhelmshöhe anlangte, wandte sich Napoleon an den General von Boyen mit den Worten: Eh bien, à présent nous avons l'ennemi en commun. So erzählte mir der General von Boyen.

Hochverehrter Herr und Freund!

Lassen Sie sich meinen Herzensgruß und Glückwunsch zum glorreich erstrittenen Frieden gefallen!

Jetzt, nachdem das Ungeheure als ein Vollendetes vor uns liegt, wird man vielleicht allmählich die Ruhe und Weite des Blicks gewinnen, um das, was gethan und erreicht worden, einigermaßen abzuschätzen. Inzwischen wird die Arbeit im Innern, die Arbeit an uns selbst, nicht ruhen dürfen. Nach welcher Seite sie vornehmlich zu richten ist, darüber kann uns, wenigstens im Rheinland, das Ergebniß der Wahlen belehren. In der That, die Erfahrungen, die uns hier bei den letzten Wahlen, zum Landtag und zum Reichstag, aufgedrängt worden, sind vielleicht geeignet, unsere Sieges- und Friedensfreude etwas herabzustimmen. Es ist als ob sich in dem neu erstandenen Deutschland gegen uns eine düstere Phalanx bildete, gegen die wir leider nicht unmittelbar unsere Heldenschaaren entsenden können. Doch Luthers und Lessings Volk wird auch dieser dunklen Gewalten Herr werden.

Es ist eigentlich vermessen, in diesen Tagen von sich selbst zu sprechen; Sie werden aber meine Aeußerungen nicht mißdeuten. In Ihrem letzten Briefe an mich, noch unter dem frischen Eindruck des Tages von Sedan geschrieben, erwähnten Sie Straßburgs. Seitdem ist auch manchem Andern der Gedanke gekommen, ich würde dort vielleicht am Platze sein; und noch

vor kurzem sprach Simrock sehr lebhaft den Wunsch aus, mich dorthin versetzt zu sehen. Ich weiß nun wohl, daß Sie unmittelbar für eine derartige Anstellung nicht wirken können; ist ja doch das Verhältniß des Elsaß zum Deutschen Reich noch nicht einmal fest bestimmt! Indeß wollte ich es doch nicht unterlassen, Ihnen die Angelegenheit wieder in Erinnerung zu bringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man die Neubildung der Straßburger Universität nicht lange verzögern; und vielleicht findet sich, bei Ihrem Aufenthalt in Berlin, jetzt oder später ein günstiger Anlaß, einige kräftige Worte für mich oder vielmehr für die Sache zu sprechen.

Meine persönlichen Wünsche würden sich nicht eben nach Straßburg richten. Für die auf streng philologischem Fundament begründete, wirklich geschichtliche Litteraturgeschichte, wie ich sie zu lehren vorhabe, wird dort fürs erste wohl kaum der Boden zu finden sein. Aber ich glaube in der That, daß dort ein vaterländisches Werk zu vollbringen ist, dem ich mich mit Eifer und Freude hingebend widmen würde. Der Gedanke an eine dortige Wirksamkeit ist mir gerade in den letzten Wochen wieder näher und lebhafter geworden. Obgleich ich für diesen Winter den öffentlichen Vor-

trägen gänzlich entsagt hatte, so schien es mir doch nicht angemessen, einige dringende Aufforderungen aus Düsseldorf, Köln u. s. w. abzulehnen; und da konnte ich mich wieder jeden Abend aufs neue von der tief eindringenden Macht des lebendigen Wortes überzeugen.

Von Ihrem Wintermärchen ist mir bisher nur die Ankündigung bekannt geworden. Wie wäre es, wenn Sie einmal Nachsuchung hielten, ob sich von Ihren Shakespeare-Uebersetzungen vielleicht ein überschüssiges Exemplar vorfindet? Von den Histories fehlt mir nur Richard der dritte; es wäre gar hübsch, wenn ich die übrigen Stücke unmittelbar von Ihnen als eine Gabe Ihrer Hand empfinge.

Ihrer verehrten Frau, in deren Andenken ich hoffentlich noch ein bescheidenes Plätzchen inne habe, ist nun doch auch endlich von ihren unablässigen vaterländischen Mühen zu ruhen vergönnt. Hat Lissy denn auch mithelfen können? Gerade in diesen Tagen schloß sich im vorigen Jahre mein Aufenthalt bei Ihnen ab, der mir einen besonders schönen Lebensabschnitt bildet. Wie oft war ich seitdem, und gerade an den bewegtesten Tagen dieses übergewaltigen Jahres, in Gedanken bei

Ihnen! Ich bin zu allen Zeiten in Liebe und Anhänglichkeit

Ihr treuer

Michael Bernays.

Bonn, 5. März 71.

IV. An Frau Luise Laistner.[29]

Hochverehrte Frau!

Längst hätten Sie ein herzliches Wort von mir vernehmen sollen. Daß ich Ihnen stumm geblieben, mag Ihnen beweisen, wie schwer es mir geworden, für mein schmerzliches Mitgefühl einen mich selbst befriedigenden Ausdruck zu finden. Mein Gemüth geräth in schmerzlichste Bewegung, wenn ich mir vergegenwärtige, was Ihnen geraubt, was der vaterländischen Kunst und Wissenschaft durch das frühe Hinscheiden Ihres Gemahls entzogen worden.

Was Laistner dichterisch geschaffen, hat in weiteren Kreisen vielleicht niemals die gebührende Würdigung gefunden. Das wechselnde Gelärm des litterarischen Tagesmarkts überschrie den kräftigen edlen Grundton seiner Muse; und doch glaube ich, daß sie in aller

Stille sich den Weg zum Inneren mancher Herzen gebahnt hat. Wer aber möchte verkennen, daß sein dichterisches Vermögen seiner streng und folgerecht geübten wissenschaftlichen Thätigkeit aufs herrlichste zu Statten gekommen? Die bewundernswerthe Sicherheit seiner umfassenden philologisch-historischen Bildung gestattete ihm, in dem unübersehbar weit sich erstreckenden Bereiche der Sagen- und Mythenforschung, in dem selbst die gewandten Pfadfinder sich so leicht verirren, oder, wie auf einem schlüpfrigen Boden, ausgleiten, in voller Selbständigkeit festen Schrittes einherzugehen, so daß die ins Auge gefaßten Zielpuncte auch wirklich erreicht wurden. Sein geistvoller Scharfblick gewahrte in der dichtesten Umhüllung den ursprünglichen Lebenskeim, wie unter dem unscheinbaren Sinnbilde den wahren Lebensgehalt. Zwischen weit von einander abgelegenen Geisteswelten entdeckte er tief verborgene aber unleugbare Beziehungen. Seine schaffende und nachschaffende Einbildungskraft, die doch von dem erwägenden Verstande meist im Zügel gehalten ward, verlieh auch dem Ungreifbaren eine anschauliche Gestalt und übertrug die Form kühn in das Gebiet des Formlosen.

Ich bin gar nicht im Stande, den Werth seiner

großen Leistungen im Einzelnen abzuschätzen. Der Bezirk seiner Lieblingsstudien blieb mir immer zum Theil verschlossen. Das aber darf ich aussprechen, daß unter den wetteifernden Forschern unserer Zeit keiner erstanden ist, dessen Arbeiten von dem herrlichen Bunde zwischen Wissenschaft und Phantasie ein so unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Und über allem, was er unternimmt und giebt, schwebt der geistige Adel seines Wesens.

Mit welcher Sicherheit ergriff er die neuen Aufgaben, die ihm in Stuttgart gestellt waren! Es ist schmerzlich zu beklagen, daß unsern großen Autoren, deren Werke er in seine Obhut genommen, seine edlen Dienste fortan entzogen bleiben. Sein prosaischer Stil hat mich stets besonders angemuthet. Gediegen, schmiegsam und helltönend — so mahnt seine Prosa zuweilen an Heyseschen Zauber, ohne doch irgendwie ihre Eigenart zu verläugnen. —

Doch was brauche ich Ihnen zu schildern, was ihn unter den Mitlebenden auszeichnete? Ich wollte Ihnen nur andeuten, wie ich die Gesamterscheinung seines Wesens aufgefaßt. So wird er mir auch in künftigen Tagen geistig noch bleiben. Mit Wehmut rufe ich mir

zurück, welche gehaltvollen Stunden wir gerade vor drei Jahren mit einander verlebten.

Aufs Gerathewohl sende ich diese Zeilen hinaus, ungewiß, ob und wo sie zu Ihnen gelangen.

Mit den freundschaftlichsten Gesinnungen

Ihr verehrungsvoll ergebener

Bernays.

Karlsruhe, 25. October 1896.

V. An Joseph Lewinsky.[30]

Geliebter Freund, Du hast auch nach Deiner Entfernung unter uns fortgelebt. Du kannst fortan meinem häuslichen Kreise nicht mehr fremd werden. Dein Leben mit uns, der tägliche unbefangene Verkehr war mir so erquicklich, daß seitdem immer wieder der Wunsch bei mir auftaucht, wir möchten uns für jedes Jahr eine gewisse Zeit des Beisammenseins sichern.

Du gefällst Dir darin, unser Verhältniß zu meinen Gunsten gar zu einseitig aufzufassen. Jeder von uns beiden giebt und empfängt gleichmäßig. Nur aus solcher lebendigen Wechselwirkung kann ein wahrhaft fruchtbares Verhältniß entspringen; welches das innere

Leben bereichert und das äußere vermanigfaltigt. Dies ist auch die Signatur unseres Verhältnisses. Das Leben gewährt doch eigentlich nichts Gehaltvolleres als den Verkehr mit einem in Geist und Gemüth uns verbundenen und doch in voller geistiger Selbständigkeit uns gegenüber stehenden Freundes. Alle Lust an dem, was sonst genußreich scheint, stirbt ab mit den Jahren, diese Lust aber wächst, und an diesem Genuß ersättigt man sich nie. Ich will Dir nicht darlegen, was ich Dir, dem Freunde und dem Künstler, verdanke. Ich will es Dir weder darlegen, noch für mich selbst darüber nachdenken. Denn hier ist die Reflexion nicht am Platze. Was mich so lebendig berührt, das will ich nur empfinden und unbefangen genießen.

Wie schwer auch der Druck der Atmosphäre auf mir lastete, ich suchte dennoch auf dem Katheder meine geistige Freiheit und Frische zu behaupten. Warum konnte ich Dich nicht mehr unter meinen Zuhörern erblicken? In manchen Stunden habe ich Dich herbeigewünscht. Das Volksepos ward noch recht gründlich behandelt. Ich ließ die einzelnen Charaktere herauswachsen aus der mit der Geschichte des Volks sich wandelnden epischen Ueberlieferung. Aber sehr bestimmt wies ich auch auf die Kunst der vergegen-

wärtigenden Darstellung hin, an welche der Dichter civilisirter Zeiten so selten und eigentlich nur dann hinanreicht, wenn sein Geist in geheimer Verwandtschaft mit dem in unerforschten Tiefen schaffenden Volksgeiste steht. Ich möchte Dich wohl einmal an den Rand dieser Tiefe führen, so weit ich selbst ihn zu beschreiten vermag. Neben der Behandlung der Nibelungen that sich noch die ausführliche Schilderung Wolframs hervor. Bei ihr verweilte ich mit besonderer Lust. Der Parzival gehört zu den Dichtungen, in denen ein großes Volk einen bestimmten Moment seiner Geistesgeschichte festhält.

Gerade an diesen mittelalterlichen Stoffen wollte ich einmal wieder erproben, was ich als Docent etwa vermag. Einiges hat mich mehr befriedigt, als ich zu hoffen gewagt, bei manchem Andern empfand ich mein Unvermögen. Vielleicht fühle ich die Mängel, die mit meiner ganzen Behandlungsweise nothwendig verknüpft sind, zu stark. Aber eins ist mir klar: was ich als Lehrer mit dem mündlichen Worte wirken kann, das habe ich gewirkt. Es ist nun an der Zeit, meine physischen und geistigen Kräfte zu einigen größeren Arbeiten zusammen zu nehmen. Von den Früchten umfassender und gewissenhafter Studien sollen doch

nicht blos diejenigen zehren, die sich vor meinem Katheder versammeln. Ich möchte auch nicht, daß mein Andenken erlischt in dem Augenblicke, da mein Mund sich schließt. Der Gedanke, nach zwei bis drei Jahren dem Katheder zu entsagen, gewinnt bei mir stets größere Festigkeit. Doch nur Dir sei es und zwar im engsten Geheimniß anvertraut! Wie manches hätte ich noch zu sagen, vor allem auch über das, was Du mir hier als Künstler geboten. Doch über die letzten und höchsten Forderungen der Kunst denken wir ja gleich, und was der eine sagt, könnte die Anschauung des andern nur bestätigen. Ich bin überzeugt, daß eine Kunst ergründender Menschendarstellung wie Du sie meisterlich ausgebildet, jene Wunder wirken müßte, die man von der Schauspielkunst meist vergeblich erwartet.

Ich umarme Dich mit brüderlichen Gesinnungen

Dein getreuer Bernays.

München, 10. August 1881.

Hier, theurer verehrter Freund, ein oratorisches Wagestück,[31] das ich Dir nicht ohne einiges Bangen vor Augen bringe! — Du wirst mir glauben, daß ich niemals lebhaftere Anmuthungen spürte, in dem Scheffel=

schen Dichtungsbereiche länger zu verweilen. Die Rede ward mir mit freundlicher Gewalt ganz eigentlich abgezwungen. Ich zögerte denn auch drittehalb Jahre, bevor ich mich entschloß, sie endlich dem Drucke zu überlassen. Niemand kann sicherer als Du die Schwierigkeit der widerwillig übernommenen Aufgabe würdigen und ermessen. Der Grundton des éloge mußte festgehalten werden, und doch durfte mir kein Wort entfahren, das meiner inneren Ueberzeugung widersprochen und mein künstlerisches Gewissen verletzt oder beschwert hätte.

Du wirst sehen, es ist eine wirkliche Rede. Sie will gehört sein. Alles, bis auf einzelne lang gedehnte, voll ausrollende Sätze, ist für den lebendigen Vortrag berechnet. Du, der Meister, solltest diesen Worten das wahrhafte Leben schöpferisch verleihen! In Wien gedieh ja einst die Verehrung Scheffels zur höchsten Blüthe. Und wahrlich, der Dichter bleibt der bewundernden Anerkennung in so mancher Hinsicht für immer werth.

Dein köstlicher Brief bleibt mir ein unschätzbares Zeugniß Deiner Freundschaft, ein wichtiges Denkmal Deiner Einsicht. In unübertrefflicher Klarheit hast Du mir vor Augen geführt, wonach ich bei der pein-

lichen Ausbildung meines Stils zuerst und zumeist trachte. Daß es erreicht werde, kann nur Dein freundschaftlicher Sinn behaupten. Doch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß es mir noch gelinge, die Darstellung des wissenschaftlich Erforschten zu größerer Anschaulichkeit zu erheben. Gruß und Umarmung von Deinem ewig getreuen

Bernays.

Karlsruhe, 30. März 1895.

VI. An Rochus von Liliencron.[32]

Hochverehrter Herr!

Ihre ehrenvolle Aufforderung kann ich nicht anders als mit einem entschiedenen Ja beantworten.[33] Allerdings habe ich mich bisher grundsätzlich von allen Unternehmungen fern gehalten, die nur durch gemeinsame Thätigkeit einer größeren Anzahl von Mitwirkenden gefördert werden können, in diesem Falle scheint es mir aber geboten, mich der Theilnahme an dem nationalen Werke nicht zu entziehen. Inwiefern es mir gelingen soll, den Verlauf und die Ergebnisse des reichsten Lebens und Schaffens auch nur andeutend

auf sechzehn Druckseiten zu umfassen, das vermag ich freilich keineswegs abzusehen; indeß will ich erproben, wie weit Beharrlichkeit, ernster Wille und strenges Nachdenken zur Bezwingung der eigenthümlichen Aufgabe hinreichen werden.

Der Artikel über Bettina soll bis zum November in Ihren Händen sein; mehr als eine, höchstens ein und ein viertel Seite ist ihr wohl nicht zu gönnen? Wäre es aber nicht etwa wünschenswerth, Herman Grimm um Uebernahme dieser Arbeit zu ersuchen? Bald nach dem Hinscheiden Bettinas erschien in der Vossischen Zeitung ein Nekrolog von seiner Hand.

Von den Personen, die in Goethes Leben bedeutsam eingegriffen, oder durch ihre Beziehungen zu ihm uns werth geworden — von diesen sind ja die meisten schon durch ihr eigenes Verdienst einer Stelle in der Allg. deutschen Biographie sicher. Von den litterarischen Jugendgenossen an bis herab zu Boisserée und Heinrich Meyer ist wohl kaum einer wahrzunehmen, der nicht für sich selbst seinen Platz behauptete; dies gilt doch selbst von Männern wie den Grafen Reinhard und Sternberg. Von den Mitgliedern des um Goethe vereinigten Frauenkreises dürften diejenigen, die nicht wie Bettina oder Caroline von Wolzogen mit schrift-

stellerischen Arbeiten selbständig hervorgetreten sind, nur in der Lebensbeschreibung des Dichters Erwähnung finden. Zweifel könnten also wohl nur über die Aufnahme derjenigen Personen entstehen, die allein durch vorübergehende Beziehungen zu Goethe Anspruch auf Theilnahme und Erinnerung haben. Da begegneten uns im Kreise des B. zum Beispiel: Batsch, Beireis, Büttner, Bury, in G. der Polizeirath Grüner, in K. die Musiker Kranz und Kayser, der Hofrath Kirms, in N. Christiane Neumann (Euphrosyne). Daß solchen Personen Artikel von wenigen Zeilen gewidmet werden, erscheint gewiß durchaus gerechtfertigt, haben sie sich aber bestimmten wissenschaftlichen oder künstlerischen Fächern gewidmet, so müßten die Artikel doch wohl denen übergeben werden, welche die Bearbeitung der betreffenden Fächer übernommen haben: Batsch und Beireis müßten also vom Naturforscher, Bury vom Kunsthistoriker behandelt werden.

Verzeihen Sie, Hochverehrter, die Flüchtigkeit dieser Zeilen. Ich wollte Sie so bald wie möglich meiner Zusage versichern, und ich thue dies in ängstlich zusammen gegeizten Minuten: denn gerade in diesen Wochen und Monaten ist meine Zeit übermäßig in Anspruch genommen, und eben jetzt drängt eine müh-

selige Abhandlung („Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare") gewaltsam zum Schluß.

Lassen Sie mich Ihnen aber doch noch sagen, daß seit meinen Studienjahren, da ich zuerst Ihre Abhandlung über Neidhart las, Ihr Name mir verehrt und theuer gewesen, und lassen Sie mich zugleich Dank und Bewunderung für Ihre Volkslieder [34] aussprechen. Wie gern hätte ich dem Werk, etwa in den Preußischen Jahrbüchern, eine ausführlichere Anzeige gewidmet, wenn der, übrigens mir persönlich bekannte Verleger es nur in meine Hände hätte bringen wollen.

Verehrungsvoll

Michael Bernays.

Leipzig, 13. Juli 1872.

VII. An Heinrich von Stein. [35]

Hochgeehrter Herr!

.... Wissen Sie, daß Ihre lieben Zeilen mich gerade an meinem Geburtstage begrüßten? Es gelte mir als ein heilverkündendes Omen, daß ich an der Schwelle eines neuen Lebensjahres einen Gruß aus dem Hause empfing, zu dem fast täglich mein sehnsüchtiges Ge=

denken sich hinwendet. Mehr als zwei Jahre sind dahin gegangen, seitdem ich des Meisters Stimme vernahm, aber der Nachklang seiner Worte kann mir nicht verhallen. Die mit Wahnfrieds Herrn verlebten Stunden bleiben ein Besitzthum für immer, ein *κτῆμα ἐς ἀεί*. Sehe ich jetzt die Christtage herankommen, so widerstehe ich nur schwer dem Verlangen, ihnen durch einen Besuch in Wahnfried die erwünschte Weihe zu geben. Aber ich weiß ja, daß der Meister sich zu einer Fahrt nach dem Süden rüstet.

Seit unserer nur allzu flüchtigen Begegnung habe ich oft und lebhaft Ihrer gedacht. Ich darf wohl hinzufügen, daß der edle Sinn, der Ihr ganzes Thun und Wollen zu durchdringen scheint, meinen Sinn auf das lebendigste angesprochen hat. Ich wünschte, in einem längeren Beisammensein zu erfahren, wie nah unsere Denk- und Gefühlsweisen sich berühren und berühren können. Bis mir dies vergönnt wird, lassen Sie uns wenigstens in freundlichen Gesinnungen einander nahe sein.

Meine Vorlesungen scheinen während dieses Semesters noch in weitere Kreise als sonst zu wirken. Freilich bleibt es immer schwer, ja unmöglich, das eigentliche Maß solcher Wirkung abzuschätzen.

Ins Wasser wirf Deine Kuchen!
Wer weiß, wer sie genießt. —

Das muß der Wahr- und Trostspruch des echten akademischen Lehrers oder vielmehr eines jeden sein, der über den Tag hinaus wirken will.

Sein Sie hochachtungsvoll gegrüßt von Ihrem ergebenen

Bernays.

München, 8. Decbr. 1879.

Hochgeehrter Herr College!

Bei meiner Heimkehr von einer kleinen Reise, die ich auf Wunsch des Arztes noch kurz vor dem Beginn des Semesters unternahm, finde ich Ihren liebenswürdigen Brief zugleich mit der Karte, die ihm gefolgt...

Ich möchte Ihnen ein reines Echo Ihrer freundlichen Aeußerungen zurück geben. Unser Beisammensein ist mir noch in der Erinnerung erquicklich. Eine häufiger wiederholte persönliche Berührung würde gewiß auch zu einer innigeren geistigen Annäherung führen. Lassen Sie Sich recht oft an meinem Tisch zu gedeihlicher Arbeit nieder!

Hoffentlich geben Sie mir von dem Fortschritte Ihrer Arbeiten und Studien, an denen ich so regen

Antheil nehmen muß, erwünschte Kunde. Nicht minder erwünscht käme mir die Nachricht, daß Sie im Berliner Lebens- und Wissenschaftskreise Sich heimisch fühlen und mit wirksam entfalteter Thätigkeit zu eigenem Frommen und zu Heil anderer in denselben eingreifen.

Glauben Sie an die herzlichsten Gesinnungen

Ihres

wahrhaft ergebenen

Bernays.

München, Fürstenstraße 13,
1. November 1884.

Wie gestalteten sich die Beziehungen zu Nietzsche?

Hochgeehrter Herr!

Ihre freundlichen Worte begrüßen mich hier in Baden-Baden. Der liebliche Ort gewährte mir auch in diesem Herbst einige Wochen erquickender Ruhe; nun ruft mich die akademische Pflicht zurück. Ich freue mich darauf, Ihre Schrift in München vorzufinden; sie wird mir doppelt werth sein, da sie mir als Ihre Gabe zugleich als ein Wahrzeichen Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen gelten kann. Sie dürfen auf mich, verehrter College, nicht nur als auf einen lebhaft theilnehmenden, sondern wahrscheinlich auch als

auf einen zustimmenden Leser rechnen. Wenigstens erwecken Ihre Andeutungen in mir die Hoffnung, daß wir in den Grundanschauungen uns begegnen werden, und diese Hoffnung bestätigt sich, wenn ich mir so manches zurückrufe, was wir ehedem mündlich verhandelten. Um so gespannter bin ich nun auf die Ausführung des Einzelnen. Von Ihnen kann ich mir auf alle Fälle Förderung des eigenen Denkens, also die wahre Belehrung versprechen.

Wie gestaltet sich Ihre Wirksamkeit in Berlin? Ich hatte gehofft, erfreuliche Kunde darüber während der Ferien von Ihnen selbst zu vernehmen. Wären Sie, wie in früheren Jahren, bei mir eingetreten, so hätten sie mich im innigsten Geistesverkehr mit den Dichtungsmeistern des cinquecento angetroffen. Nach dem namenlos Entsetzlichen, was in München während des Sommers auf jeden Empfindenden eingestürmt, regte sich in mir das unabweisliche Bedürfniß, meinen Geist in Anschauung einer andern Welt erheiternd zu beleben. Ich wandte mich an den eigentlichen künstlerischen Wundermann der Renaissance: ich durchlas mit strenger Aufmerksamkeit in *einem* Zuge den ganzen Orlando Furioso, der Inamorato blieb dabei immer zur Seite. Dann ließ ich Tassos Gerusalemme und die wunder-

liebliche Aminta folgen. Der ganze ungeheure Gegensatz zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts offenbart sich an dem Gegensatze, der zwischen Ariosto und Tasso waltet. Beide sind ganz eigentlich durch eine Welt getrennt.

Lassen Sie mich Ihnen herzlich empfohlen sein als

Ihren treugesinnten

Bernays.

Baden-Baden, 27. Octbr. 1886.

VIII. An Heinrich von Treitschke.[36]

Hochgeehrter Herr,

Ich wage zu hoffen, daß der Inhalt der beiliegenden Schrift[37] Ihnen einiges Interesse abgewinnen wird. Wenigstens halte ich mich überzeugt, daß Sie den Studien, deren Ergebnisse hier zum Teil niedergelegt sind, ihre Bedeutung nicht absprechen und die Zwecke, die ich bei der Veröffentlichung dieser Arbeit im Auge habe, billigen werden. Ich wollte vor allem auch darthun, wie viel sich durch folgerechte Anwendung der streng kritischen Methode, die bisher nur in der Be-

handlung der alten gegolten hat, bei einem neuen Autor ebenfalls gewinnen und leisten läßt.

Noch bin ich Ihnen meinen Dank schuldig für die freundlichen, ja wahrhaft erfreuenden Worte, die Sie vor einigen Monaten an mich gerichtet haben. Der ehrenden Aufforderung, die sie enthielten, werde ich in allernächster Zeit endlich nachkommen dürfen. Die schwere Arbeitslast, die mich während dieses ganzen Jahres niederdrückte, ist zum guten Theil abgewälzt, meine schwer angegriffene Gesundheit hat sich in den letzten Wochen wieder etwas gestärkt, und ich darf nun zuverlässig hoffen, mich an den Preußischen Jahrbüchern thätig betheiligen zu können. Daß Sie meinen Arbeiten einige Aufmerksamkeit geschenkt, hatte ich in der That nicht gehofft; daß Sie ihnen Beifall geben, ist mir stärkend und ermuthigend. Würden Sie es angemessen finden, wenn ich die Artikel rein kritischen Inhalts von den übrigen sonderte und sie etwa im Laufe des nächsten Jahres in einer Sammlung selbständig erscheinen ließe?

Mit welcher lebendigen Theilnahme ich Ihrem Wirken gefolgt bin und folge, das möchte ich Ihnen einmal mündlich aus vollem Herzen aussprechen. Wie sehr habe ich bedauert, daß bei Ihrem letzten Aufenthalte in Bonn mir eine Begegnung mit Ihnen nicht

zu Theil geworden. Möge allem, was Sie in Wort und That unternehmen, der glücklichste Erfolg beschieden sein. Glauben Sie mir, daß auch ich ganz erfüllt bin von der Größe der Zeit, in der wir stehen, daß auch mich die vaterländischen Hoffnungen beleben, an deren Verwirklichung Sie mit eingreifender Thätigkeit so kräftig mitarbeiten!

In aufrichtiger Hochachtung Ihr

Michael Bernays.

Bonn, hinter dem Münster 97

2. Decbr. 1866.

Darf ich Sie bitten, hochverehrter Mann, diese in frisch verjüngter Gestalt erscheinende älteste Vossische Odyssee als einen Neujahrsgruß von mir anzunehmen? Möchten Sie Muße finden, doch auch der Einleitung einen aufmerksamen Blick zu gönnen! Schon seit langem beschäftigt mich der Gedanke an eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Homer, als Vertreter des hellenischen Genius, zu den leitenden Litteraturen Europas steht.[38] Manche Vorarbeit ist schon gethan, mein Lehramt aber nimmt mich so in Anspruch, daß fürs erste an die Ausführung eines solchen Unternehmens nicht zu denken ist. Wie in meiner Entstehungs-

geschichte des Schlegelschen Shakespeare müßte auch dort die genaueste philologische Einzelforschung mit umfassender litterarhistorischer Darstellung verbunden werden. Sein Sie versichert, hochverehrter Mann, daß ich Ihrem großartigen Thun und Wirken mit Bewunderung folge. Es würde mich beglücken, zu erfahren, daß meine Person Ihrer Erinnerung nicht gänzlich entschwunden ist.

In stets gleicher Verehrung

Ihr treulich ergebener

Bernays.

München, Ludwigstr. 29,
30. Decbr. 1880.



II. Briefe an Michael Bernays.



I. Ignaz von Döllinger.[1]

Villa Arco, Tegernsee 19. Aug. 81.

Verehrter Herr College!

Gestatten Sie mir, Ihnen zu dem freudigen Familienereigniß und zu Ihrer Vaterschaft von Grund meines Herzens Glück und bleibenden Segen von Gott zu wünschen. Obgleich mir Gleiches nie zu Theil geworden, vermag ich doch sehr wohl, mich in Ihre Lage hinein zu denken und die Seligkeit des neuen Gefühls, les entrailles de père, wie unsere Nachbarn sagen, lebhaft mit zu empfinden. Empfehlen Sie mich bestens Ihrer lieben Frau und sagen Sie ihr, daß, wenn ich nach M. zurückkehre, der erste Besuch, den ich abstatte, in Ihrer Wohnung sein werde.

In freundschaftlicher Verehrung Ihr

J. v. Döllinger.

II. Henriette Feuerbach.[2]

Anliegendes Bild meines edlen entschlafenen[3] Freundes wollte ich Ihnen, lieber Bernays, gestern Abend geben zum Andenken an den Tag, an welchem der letzte Apollobogen durch Ihre Hände ging. Da wir aber nicht allein waren, soll es Ihnen zum freundlichen Sonntag Morgen zukommen. Empfangen Sie es als drückte Ihnen Feuerbach selbst die Hand zum Danke, daß Sie Sich seines theuren Schmerzensbuches so liebevoll angenommen haben.

Mit dem freundlichsten Guten Morgen

Henriette F.

Sonntag 1. Septbr. 55.

Basel 25. oder 26. Novbr. 1855.

Ihr Brief, mein lieber Freund, war mir gestern Abend eine wahre Erquickung. Vielleicht könnte ich, um mich schön auszudrücken, sagen, wie einst eine bekannte Dame an Feuerbach schrieb, „wie ein Thautropfen in den kühlen Tagen". Sie wollte aber sagen „schwül". Die Art Ihrer Besorgung, Behandlung und Meldung all der schwierigen Angelegenheiten ist

über alles Lob erhaben, und ich bin weit entfernt, Ihnen den Zoll meiner tiefst gefühlten Bewunderung und Dankbarkeit zu versagen.

Im Ernste — ich habe Ihnen für Vieles zu danken. Dies Vielerlei läßt sich aber leicht in Eins zusammenfassen: daß es nehmlich sehr lieb und sehr fein von Ihnen ist, einer alten Frau so treu anhänglich zu sein, die gar nichts von all dem besitzt, was sonst die Jugend anzieht. Daß ich dies zu schätzen weiß, werden Sie wohl längst gefühlt haben, denn wer mit Frauen umgeht, lernt zwischen den Zeilen lesen. Aber Sie sollen es jetzt auch in den Zeilen lesen, daß Sie eine wahre und echte Freundin an mir haben — und sonst wünsche ich Ihnen alles Glück und allen Segen, nach dem ein strebsamer Geist und ein jugendlich Gemüth verlangen mag . . .

Doch nun will ich Ihnen von mir erzählen, und daß ich in tiefster Arbeit stecke. Das Geschäft ist nicht schwer, aber langweilig. Die Papiere fand ich von der Hand eines wohlthätigen Neffengenius geordnet. Sie sind kein Meer, das Perlen auf seinem Grunde birgt, wie Heine singt und auch Emanuel Geibel — auch kein Strom, der seine Wellen dem Meere zuträgt, wie vielleicht ein anderer Dichter gesagt hat oder sagen

hätte können — sondern ein seichtes stehendes Wasser, aus dem einige Wasserblumen und Meerbinsen zu erbeuten sind, und die schwimmen von selbst lustig oben auf. Einer fast übermenschlichen Geduld aber bedarf ich, weil das Bewundernswürdigste geleistet wird, mich zu stören. Die Intriguen, die ich insgeheim spiele, um mich zu retten, sind von der drolligsten Art und mein Privatvergnügen bei dieser Sache, was aber, der Himmel weiß, theuer erkauft ist. Doch geht es trotz dem Allen rasch vorwärts, wozu ein ordentlicher Schreiber, ein Candidatus Theologiä das Beste beiträgt.

Ernsthaft peinlich waren die ersten zwei Tage durch einen Brief des Herrn Schirmer,[4] welchen ich am ersten Morgen meiner Ankunft erhielt, und der so abscheulich ist, daß ich kein Eigenschaftswort für ihn aufzutreiben weiß. Ich mußte nur überlegen, ob ihn die höchste Bosheit oder Dummheit eingegeben hatte. Späterhin ergab sich das letztere, denn nachdem ich nur ein paar Zeilen erwiedert, die freilich eben so fein waren als die seinigen roh, erhielt ich umgehend einen zweiten Brief, in dem er alle und jede Beleidigung zurück nimmt, und mich auf meine Antwort hin seiner „tiefen Anhänglichkeit" versichert. — Ich habe unter diesem Zwischenfall sehr gelitten und mein schmerzliches Er-

staunen, daß jemand wagt, so mit mir umzugehen, hat mich selbst belehrt, daß ich in der Demuth noch nicht sehr weit gekommen bin.

Dies unter uns.

An Emilie [5] schreibe ich erst, wenn ich erfahren, daß sie in Mannheim zurück ist. Ich selbst eile gewiß so viel ich nur immer kann, um nicht über meinen Termin auszubleiben. Ich hoffe auch, daß es gehen wird.

Die freundlichsten Grüße und Wünsche von Ihrer

Henriette Feuerbach.

---

4. Juni 56.

Mein lieber freundlicher Sohn und sohnlicher Freund!

... Ihres Aufenthaltes in Bonn, der so heiter und ersprießlich ist, freue ich mich von Herzen. Es muß ein ganz anmuthiges und regsames Leben dort sein — doch ganz anders als hier, wo man so gar allein ist. Seit Sie weg sind, kann ich die Worte, die ich geredet oder gehört nicht zählen, eben weil es gar keine sind. Ich rede schweigend und schweige redend und die Menschen, die mich umgeben, thun leider nur das Letzte und nicht das Erste. Sie haben

so schöne Worte geschrieben, ich solle stark sein im Denken und Wollen und an mein eigenes Evangelium glauben. Das will ich nun auch verkünden. Ich habe für das Wissen eine zweifache Hochachtung. Einmal, für den stillen anspruchslosen Sammlerfleiß in seiner rührenden pedantischen Poesie und dann für die Gelehrsamkeit, welche einem künstlerischen Geist als formsames Material dient. Wär' ich ein Mann und ein Gelehrter, so hätte ich vielleicht zu dem letzteren die Kraft, so aber kann der innerliche Künstlergeist nichts thun als sich am Leben selbst versuchen, und die kurze Zeit, die ihm auf Erden gegeben ist, zu einem stillen kleinen, wenn auch ungesehenen Kunstwerk machen. In diesem Sinne kommt mir manches, was andere hochwichtig dünkt, klein, und umgekehrt, manches, was andere für geringfügig halten, groß und bedeutend vor, weil ich, um die Harmonie nicht zu stören, alle Dinge nur im Verhältniß zu den anderen und nicht losgelöst und einzeln anfassen darf. Deshalb schadet mir auch die Einsamkeit und Verlassenheit nicht, und die Geistesarmuth, in der ich lebe, denn was mir am Verstand abgeht, kommt dem Willen zu gute. — Wäre ich nicht die personificirte Vernunft und Ergebung, so würde ich auch Ihre Entfernung schwerer tragen als

ich es thue, so aber hilft Einsicht und guter Wille über vieles hinweg, und Ihre Briefe machen mir Freude und kommen wie ein wohlbeladenes Schiffchen sicher bei mir ans Land. Von Frau Ritschl[6] wollten Sie mir erzählen — vergessen Sie es nicht — und auf das vernünftige Wort über das Kölner Dombild warte ich auch, denn ich kenne das Bild nicht. Ich denke die Menschen haben die schönen Kirchen gebaut nicht aus Geltungsbestreben, sondern in demüthiger Frömmigkeit um Gott zu ehren, aber es liegt noch etwas Tieferes dahinter, nehmlich, daß die Kunst als das Menschlich-Höchste sich ihrem Wesen nach nur an die höchsten und heiligsten übersinnlichen Ideen anschließen kann. — Der Künstler aber, der sein Werk zur Ehre Gottes aus Frömmigkeit schafft, ist kein Künstler. Die Vermittlungsglieder zwischen diesen Gegensätzen muß Ihr kulturhistorisches Gewissen selber finden — Mir wird's zu lang — von mir darf man nicht sagen — „lange Rede spannst Du"! — nicht einmal auf dem geduldigen Papier.

Von unserm Leben ist äußerlich fast nichts zu berichten. Es geht ein Tag wie der andere still und einförmig, aber doch innerlich gesegnet und erquicklich wie das wohlthätige eintönige Grün der Epheuwand.

Anselm hat sich wieder anders besonnen und bleibt noch in Florenz. Für Emilie bringt jeder Tag eine neue Unruhe. Das ist nun einmal nicht zu ändern, und ich sorge nur immer, daß sie körperlich gesund bleibt bei ihrer steten Gemüths- und Geisteserregung und leidenschaftlichen Sprachwühlerei. Unser Verhältniß ist natürlich wie immer vollkommen lieb und rein, ja selbst mehr als je . . .

. . . Mit Lesen geht es nicht so recht, ich hatte Ihren Gibbon so gerne, daß es mir einen wahren Kampf kostet, in einem anderen Buche fortzufahren. Doch geht es jetzt schon etwas besser. Ich kann zu wenig englisch und muß so viel aufschlagen, das stört natürlich den Genuß, doch der Gewinn wird auch bald kommen! Buch Samuel ist auch, aber mit rechter innerlicher Kraft genossen worden. Ich habe grenzenlose Sympathie mit König Saul, der mich fast immer zu Thränen rührte. Ein tieferes menschliches Bild ist nie gezeichnet worden. Auch herzlich gelacht habe ich, kurz, alle kleinsten Kleinigkeiten begriffen in Gedanken und Sprache. Schreiben Sie mir immer, was Sie für unser Eines Zugängliches lesen. Am Clavier bin ich fleißig an Fugen und Sonaten. Gestern Abend hat es mich wehmüthig berührt, als ich hörte, daß

Joachim den ganzen Sommer hier zubringt und fast täglich mit Francis Bunsen, die ganz mittelmäßig und seelenlos spielt, privatim musicirt. Was wäre es für mich, meinen langjährigen Fleiß einmal einem wahren Künstler gegenüber zu erproben — aber wer denkt hier an die arme Frau Feuerbach? Abgesehen von aller Anspruch- voll- und losigkeit ist das doch wirklich merkwürdig . . .

. . . Nun sollen Sie auch recht wohl leben. Der Wind rauscht über mir in den Blättern des Nußbaums — Emilie übt drinnen im Zimmer Cramersche Etüden, und ein kleiner Vogel piepst in der Epheuwand. Neben mir liegt der junge Oeser,[7] an den ich gehen muß, wenn der Brief fertig ist. So haben Sie ein ganzes Bild der Gegenwart. Nun guten Morgen und glauben Sie mir, daß ich Ihre Treue als einen Trost meines kommenden Lebensabends in treuer Seele halte und bewahre.

Henriette F.

Mittwoch, 18. Juni 56.

Lieber Bernays!

. . . Man hat Sie „in Ihrer Jugend" zu viel bewundert, und Sie waren nicht klug genug einzusehen

daß die gewöhnliche Bewunderung auch gewöhnlich halber Unverstand und halbe unbewußte Grobheit ist. Sie standen nicht auf dem Boden der Wahrheit, und das rächt sich jetzt. Denn die Wahrheit ist unerbittlich nicht nur gegen absolute Lügen, sondern sie geht mit noch empfindlicheren und feineren Waffen den Illusionen zu Leibe, von denen Sentimentalität und Eitelkeit die behaglichsten und gefährlichsten sind — ihren Freunden aber giebt sie Kraft und Mark und „die Wahrheit wird Euch frei machen" spricht unser Herr und Heiland.

Mich dünkt, ich bin absonderlich weise, und so will ich Sie noch ermahnen, Ihrem Freunde Montgomery[8] begreiflich zu machen, daß die vielgepriesene menschliche Ausbildung h i n t e r dem Berge liegt und — d u r c h muß man, sei er Fels oder Pfannkuchen ich will damit sagen, Wissenschaft oder Schmerzen, am besten Beides, denn Erlebnisse, die groß genug wären für einen Mann, giebt es nicht in unserer Zeit.

Um nun zu meinem eigenen historischen Hintergrund zu kommen, so ist er eben auch nicht glänzend. Anselm hat geschrieben, wie michs nicht freuen kann. Er will jetzt gleich nach Rom, weil in Florenz die guten Bilder occupirt waren, spricht von Plänen und wenig Geld u. s. w. Ich will mich nicht in diesem

Briefe vertiefen, die Nächte sind lang und dunkel genug dazu. Mein Zimmer nebst Altane ist ganz süß lieb und feierlich, schimmernd vor innerlicher Reinheit. Jedes kleine Stück ist durch meine Hand gegangen, ich habe selbst die Gardinen aufgemacht und sogar den Boden gewichst, wovon ich nachher krank geworden bin. Genossen aber habe ich meine friedliche Behausung nur erst wenig. Nächste Woche werde ich ganz auf und unter meinen Lorbeeren ruhen und über Büchern und Noten meiner Sorgen zu vergessen suchen. In Zukunft warten Sie nicht so rasch auf Antwort, ich mag viel lieber eine freiere Stimmung benutzen.

Ihre Henriette Feuerbach.

---

10. Sept. [1856]

Eben erhalte ich Ihren Brief, den ich mit wehmüthigem Herzen durchlese. Wie schmerzlich ist es mit dem ganzen Schatz der Erfahrung in der Seele denen die uns lieb sind, auch nicht ein Jota des Kummers ersparen zu können, den wir selbst in so reichem Maße erduldet. Ich weiß wohl Alles, was Sie bewegt, mein lieber junger Freund — und vielleicht noch mehr als das, denn ein Mann kennt immer noch nicht die schrecklichste aller Trostlosigkeiten, die Hilf-

losigkeit, die der weiblichen Natur in ihrer innersten Tiefe auferlegt ist. Für ihn ist der Schmerz selbst eine Thätigkeit und somit Trost — oder doch Quelle des Trostes. Bei uns aber, wenn die Sonne ausgelöscht ist und breite Dunkelheit sich auf das Leben lagert, giebt es nichts mehr als die kleine Lampe der Pflicht. Was mir bei Ihnen am meisten leid thut, ist, daß Ihr Schmerz so vergeblich im Winde verweht. Es kommt aber gewiß noch eine Zeit, wo ich gegen Sie auch äußerlich ganz sein kann wie gegen Anselm. Innerlich bin ich es ja, wie Sie es nur wünschen mögen. Meine Theilnahme an Ihrem Geschick haben Sie sich Selbst zuzuschreiben. Sie haben Sich die Mühe gegeben, mich besser zu verstehen als Andere. Das ist Alles. Ja es ist mir dies so selten — fast garnicht widerfahren — so viel Freundlichkeit ich auch empfangen habe und noch empfange — so war und bin ich Ihnen desto herzlicher dankbar je mehr ich das Alleinsein gewohnt bin. Wenn ich einmal gestorben bin, dann müssen Sie auf ein kleines Blättchen schreiben wie ich war, und es meinen Kindern zum Andenken schenken. Im Zusammenhange weiß Niemand von mir als Sie. Sie haben mir gesagt, ich möge Sie wie meinen Sohn halten, das will ich thun, so lange ich lebe.

Von Anselm guter Brief. Zum erstenmale seit geraumer Zeit hat wieder m e i n Anselm geschrieben und nicht das böse Gassenkind. Er geht in acht Tagen nach Rom. Ich hatte ihm von Ihnen geschrieben. Da heißt es in seinem Briefe: „Um Bernays hab ich gar keine Sorge, der beißt sich durch wie ich, nur glaube ich, ist es nöthig, daß er noch viele dumme Streiche macht.“ Nun gute Nacht. Mein Bruder hat in seiner Schriftersparungs-Virtuosität einst ein schönes Wort gefunden: Dem Nahen nah auch in der Ferne.

Auf Ihren vorigen Wahlspruch hab' ich noch zu antworten. „Immer der erste sein, Andere übertreffen?“ Ich habe einen bessern „sich selbst erreichen“. Der macht den Ihren überflüssig. Bitte übersetzen Sie mir den auf griechisch. Ich habe noch kein ordentliches Wörterbuch. Ein zweiter Wahlspruch ist gleichfalls gefunden:

εἰ τοῖς ἐν οἴκῳ χρήμασι λελείμμεθα
ἡ δ᾽εὐγένεια καὶ τὸ γενναῖον μένει

Ich halte meine tägliche Andacht jetzt griechisch und möchte von Ihnen wissen, was ich zuerst griechisch lesen soll. Ich übersetze Lucians Todtengespräche langsam und mit großer Not und Mühe, aber ich bringe es

doch zu stande, bis zuweilen auf einzelne Kleinigkeiten, die ich fragen muß. Herr K. meint, ich solle, wenn ich damit fertig bin, an einen der leichteren Redner gehen und erst ordentlich attische Prosa lesen lernen, ehe ich es mit den Dichtern versuche. Ich muß mich schrecklich plagen, aber nachdem ich jetzt das Aergste überwunden habe, will ich durchaus vorwärts und scheue keine Mühe. Jedenfalls will ich mit all dem Eigensinn, den mir die gute Mutter Natur gegeben, und das ist nicht wenig, ordentlich griechisch lernen. Alles, was ich überhaupt im Einzelnen lerne, geht gleich ins Blut über und wird allgemeine Bildung. Nie aber hat mir Etwas so gut gethan als die Fugen und die griechischen Zeitwörter. Gegenwärtig habe ich auch Vischers Reise in Griechenland [9] vor. Die Schilderung der Akropolis ist gut — bes. des Parthenon. Wenn Gott mir beschieden hätte, eine Minute da oben zu stehen, wollte ich die nächste in vollem Jubel sterben.

Die Wahlverwandtschaften gelesen und mit welcher Wirkung! Ehrfurcht, Staunen, Entzücken über allen sonstigen menschlichen Empfindungen thronend. Es ist geschaffen, wie die Natur schafft, nach ewigem Gesetz der Weltordnung, der Dichter tritt an die Stelle

des Schicksals, der Vorsehung, und nun spinnt sich alles so ab, wie es eben in der Geschichte geht — wie es muß — kommt nun noch die Schönheit im Einzelnen dazu, und das Größte im Kleinsten und Kleinste im Größten. Wenn je ein vollkommenes Werk, so ist es das. Da sieht man, wie man dumm ist und nach und nach gescheidt wird.

Ich gestehe Ihnen also zu Ihrer Beruhigung ein, daß meine Musikliebe nicht so weit geht als ich selbst dachte. Ich sehne mich stets nach meinen Büchern, nach meinen stillen Studien und nach Denkruhe und Freiheit.

Αἰδοῦς παρὰ πᾶσιν ἄξιος ἔσῃ
ἐὰν πρῶτον ἄρξῃς σαυτὸν αἰδεῖσθαι.

Mit allen guten Wünschen Ihre

H. Feuerbach.

Heidelberg, 29. Octbr. 56.

Ihr Brief, lieber Bernays, kam recht lieb und tröstlich in meine Einsamkeit, und so sollen Sie auch den freundlichsten und schönsten Dank dafür haben. Ich bin ein armer armer Robinson unter allen Menschen. Glauben Sie mir, das „Selbst-Erreichen" ist garnicht so modern als Sie denken, es ist ordentlich greifbar

und handfest. Auch der alte Homer hat es gewußt, daß der Mensch zuweilen der Ruhe und Einsamkeit bedarf, um er selber zu sein. Ich sehe mit Sehnsucht in mich hinein und an mir herauf — ich kann mich wirklich nicht erreichen, obschon ich mir selber da bin.

Ihre Darlegung zeichnet sich durch eine ganz merkwürdige Klarheit, Wahrheit und Einfachheit aus. Sie hat das Gepräge des Einfachen deshalb so innerlich, weil man das Unausweichliche und Unumstößliche fühlt, und alle Wahrheit ist einfach und leicht faßlich, so daß man meint, die Gedankenfolge selbst erlebt oder gedacht zu haben. Alle Hauptpunkte, auf welche es ankommt, drücken Sie mit der größten Strenge und Klarheit ohne allen Prunk aus, und das bezeichnende Wort fehlt Ihnen nie. Aber die Uebergänge lieben Sie dann zuweilen mit einer Art von Rhetorik auszufüllen, so daß das Ganze sich mehr als glänzende Fläche ebnet, und der inneren Individualität und Originalität des Denkens einigen Abbruch zu thun scheint. — Ich nach meinem Gefühl liebe die Bogenlinien mehr, und die Verinnerlichung des Wortes, und ich weiß ja auch, daß Ihnen wie mir die ruhige geistesathmende Wogenpracht des Goetheschen Styls das höchste Maaß ist.

Indessen muß ich Ihnen zur Vermehrung meiner Schmach bekennen, daß es mir nach reiflichster Ueberlegung der bewußten Stelle doch noch nicht besser geht.[10] Da sie von Goethe ist, nehme ich nun natürlich die Schuld auf mich und sage: ich verstehe sie nicht. Vielleicht sollte man auch jemanden, dessen Verständniß ganz auf Gefühlsauffassung und Stimmung beruht, nicht mit so abgerissenen Gedanken in Versuchung führen. Abgesehen aber davon, ist es mir völlig unmöglich, ja meiner innersten Natur widerwärtig, das Gebet als ein äußerlich zugekommenes Material und seis noch so vergeistigt, zu fassen, wie der Weihrauch der Kohle zugestreut wird. Mir ist das Gebet nicht Erfrischung der Hoffnungen, sondern Befriedigung und Erfüllung der Seele, Aufgeben des Wünschens und Hoffens, weil vollkommen gestilltes Verlangen — ja die Seele selbst zu freiem lebendigem Strömen gelöst, deshalb momentane Seligkeit. Den kirchlichen Glauben, daß der heilige Geist die Kraft des Gebetes willkürlich im Menschen erzeugt, den habe ich nicht, folglich bleibt mir das Gleichniß fremd, auch wenn es 10 mal von Goethe ist. Dazu kommt, daß ich eine physische Idiosynkrasie vor Weihrauch habe, was ich aber hier nur scherzweise anfüge. Wenn nun diese Stelle wirk-

lich so wunderbar und vortrefflich ist, wie Sie sagen, und Sie meiner Halsstarrigkeit wegen mein poetisches Verständniß verachten müssen, so muß ich für mein Theil es tragen mit anderen Lasten, obschon nicht als goldene Last. Wegen des alten Historikers muß ich gleichfalls Ihr Mitleid in Anspruch nehmen — ich hatte meinen Sohn in Kopf und Herzen, von dem ich seit seinen ersten Zeilen aus Rom nicht ein Wort erhielt, und ich habe bei ihm für so vieles zu fürchten, daß es wirklich qualvoll ist, jeden Augenblick eine andere Sorge unterdrücken zu müssen, denn der Gedanke an ihn weicht nie.

Der Winter ist mir auch in einer andern Hinsicht hart. Ich habe bisher, seit etwa 6 Wochen, für Herrn Weber [11] geographische und topographische Studien gemacht behufs seiner allgemeinen neuen Geschichte, von welcher Ostern der erste Band erscheinen soll. Da das Honorar ein bedeutendes, und ich mich bemühen kann, die ganze Sache als Privatstudium anzusehen, so glaubte ich mich nicht berechtigt, die Aufforderung abzuweisen, so hart und schwer auch das Selbstgefühl sich dagegen wehrte. Ich habe also nicht Gibbon gelesen, sondern Pausanias und Strabo und Curtius und Ulrichs und Niebuhr und Gott weiß noch was

Alles, um Hrn. Weber den Boden urbar zu machen für die edle Saat seiner historischen Forschung. Das heißt Ironie des Schicksals!

Ich selbst habe die letzte stürmische Zeit etwas Höhe gewonnen an meinem steilen Lebensberg, nicht an Verstand und Urtheil, wie Sie zu bemerken Gelegenheit hatten, aber an innerlicher Flügelkraft, an Demuth und an Erkenntniß dessen, was groß und klein ist — schwerste Wissenschaft im Leben — und damit von Herzen Gott befohlen!

H. F.

Sie sind unerbittlich mit meinem armen verunglückten Conjunctiv ἔσῃ — ἄρξῃς.[12] — Im nächsten Brief wird wieder gegriecht. — Heute habe ich genug auf deutsch mit mir zu thun.

Heidelberg 1. Decbr. 1856.

.... Obgleich ich nicht heiter bin, schreibe ich Ihnen doch in meiner gewohnten Umgebung und ein halben Fuß hoch über den harten Boden der Alltagsqual aufgehoben, gerade so, wie ich will und kann, denn in den Wolken schweben ist meine Sache nicht. Kurz — ich bin seit gestern wieder in mein Zimmer eingezogen[13] .... Ich habe alle Zimmernoth der

letzten 8 Wochen mit einem heftigen Thränenstrom abgewaschen, und nun ist wieder alles beim Alten — meine Blumen, der Flügel, mein kleiner Schreibtisch, mein Spinnrädchen — ich bin nie draußen gewesen. — Und doch ist etwas verändert, nehmlich ich selbst. Es ist, wie wenn eine unbarmherzige kalte Hand mir mit scharfem Griffel in einer Nacht über das Gesicht gefahren wäre — davon sind zwei tiefe Furchen unter den Augen geblieben — tief genug für eine 60jährige Frau, das sieht sehr häßlich, aber eigentlich auch rührend aus, und da es nun mit dem letzten Rest der Jugend vorbei ist in den äußeren Zügen, will ich Gott um Kraft bitten, daß meine Seele sich rein und frisch erheben kann und alle Falten aus ihr verschwinden, je mehr die Zeit und das Alter ihr Werk im Äußeren fördern. Ich hoffe auch wirklich, daß Sinn und Gefühl nicht altern können bei einer Natur und einem Schicksal, wie sie mir zu Theil wurden, und so wäre alles gut, ich wäre glückselig in meiner stillen harmonischen Heimath, wenn gestern, unter dem Räumen nicht ein Brief von Anselm gekommen wäre, der mir einen trost- und hoffnungslosen Eindruck gemacht hätte. Er schreibt, sowohl aus äußerlichen als innerlichen Ursachen nicht arbeiten zu können, ist mittellos, will

mindestens bis Frühling zurück, weil er sich äußerlich nicht glaubt stellen zu können, und –– nun kommt das Schwerste für mich — weil er die Strenge der römischen Eindrücke nicht ertragen kann. Er faselt von Berlin, und der ganze Brief trägt den Stempel der äußersten Haltlosigkeit. Wie mir dabei zu Muthe ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Je mehr ich in mir selbst fest und sicher geworden bin, desto fremder wird mir dieses planlose Umirren, diese jammervolle Scheu vor dem Ernste des Geistes. Abgesehen von der Sorge, die mir die tiefe Liebe, welche ich für meine Kinder hege, einflößt, ist es auch traurig für mich, daß ich, wenn ich sterbe, ganz spurlos verschwinden muß. —

.... Meine topograph. Studien für Hr. W. würden mich glücklich machen, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit mit ihm darüber reden müßte, was jedesmal einen geradezu lähmenden Einfluß auf mich ausübt. Es wird aber jetzt besser werden, indem er mir, nachdem ich nun schon ziemlich viel gearbeitet, zu wissen thut, daß er die griechische Geschichte erst im zweiten Band künftiges Jahr beginnt — da hat es natürlich auch mit dem Honorar gute Wege, wobei ich den armen Trost habe, mir jetzt einbilden zu können, daß

ich es für mich selbst thue. Ich habe ein ganz ordentliches geographisches Einleitungscapitel verfertigt, dann topographische Beschreibungen von Olympia, Mykene, Delphi, selbst von Dodona. Jetzt bin ich seit Wochen in Athen und muß mich sehr mit den gelehrten Herren quälen, zu welchem Thor Pausanias wirklich in die Stadt kam. Von Trockenheit und Langeweile kann bei solchem Gegenstand nie die Rede sein. Ich bin auf geweihtem Boden — auf der untersten Stufe eines Prachtbaues sitzend, habe ich die ganze Herrlichkeit im Gefühl, die sich über mir erhebt; ich brauche nur die Augen aufzuheben, so ist alles mein, ich thue es aber nicht, bin zufrieden im Bewußtsein, und der Schatten der heiligen Mauern ist schützend über mich gebreitet. Alles was Sie über unser edles, herrliches seliges Hellas sagen, empfinde ich in tiefster Seele. Auch dünkt mich, eine gesunde Natur könnte hierin nie irre werden.

Von den Calderonschen Dramen habe ich drei gelesen, Andacht z. Kreuz, Standhafte Prinz, Märchenbrücke. Wahre Wunderblumen, aber gegen sie mich zu wehren hatte ich nicht nöthig. Das erste liegt, obschon ich alle Schönheit anerkenne, psychologisch außer meinem Bereich, das zweite dünkt mich ein wahres Wunderwerk an künstle=

rischer Schönheit und Begeisterung, aber ich sehe es immer etwas entfernt — fast möchte ich sagen in verjüngtem Maßstab durch die Ferne und in wunderbarster Beleuchtung wie im bengalischen Feuer verklärt und gefärbt. Menschlich nahe tritt es mir weniger, obschon Bewunderung und Freude nicht größer sein könnte. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eigentlich gerührt nur durch die Märchenbrücke ward, die sich auf und zuschließt und aufsteigt, als wäre sie selber die alte Zeit. Wie Fierabras mit seinen Riesen dasitzt, mußte ich fast weinen, wogegen ich die Hiobsnoth des edlen Fernando und die tiefe Zartheit der Phönix nur bewundernd genossen habe. Das Warum mögen Sie selbst herausbringen, da ich leider nicht den Kopf dazu habe. Heimisch aber werde ich nie in dieser rein künstlerischen, dem individuellen und allgemeinen Leben entfremdeten Region, deren Glanz mich ebenso sehr ängstigen als entzücken könnte. — Und so segne Gott die Götter mit ewigem Leben in unserem Herzen und unser Heidenthum, so lange es Weisheit und gesunden starken Willen aus der Schönheit schöpft. Sie wissen ja, daß ich auch fromm bin, und sogar modern fromm, so weit sich dies Wort hier anwenden läßt . . . .

Und nun seien Sie zum Abschied herzlich gegrüßt. Unsere Leseabende habe ich nicht vergessen, sie scheinen mir noch jetzt in der Erinnerung eine freundliche Oase in meinem Leben. Zum erstenmal, vielleicht zum einzigen Mal, wurde mir das Edelste zum Genusse geboten, ohne Mühe und ohne Qual, so daß ich es mit freier Seele aufnehmen konnte. Sonst war ich ja nur gewohnt, die Frucht des Geistes aus der Hülle der bittersten Schmerzen zu lösen und jetzt scheint das Schicksal mich auf mein altes Regime zurückführen zu wollen.

Von Herzen Ihre H. F.

Heidelberg, 20. Dec. 56

Hier, mein lieber junger Freund, schicke ich Ihnen Ihr kleines bescheidenes Theilchen am Christbaum. Möge es Ihnen Herz und Hände wärmen und nebenher auch munden. Das Confekt ist aus der gemeinsamen Fabrik Feuerbach und Roux, jedenfalls von zarten Händen bereitet — schmausen Sie es in Frieden!

Denken Sie Mittwoch Abend 6 Uhr an mich, da zünde ich den Weihnachtsbaum an. Es wird mir eigen wehmüthig zu Sinn sein. Seit Freiburg ist meine Stube in dieser Stunde dunkel gewesen, und

nun ist mein Sohn fern — vielleicht ferner als ich selbst weiß.

Nehmen Sie heute mit diesen eiligen Zeilen vorlieb. — Ich habe noch vielerlei zu thun und bin auch innerlich betrübt.

Allen Segen zum Christfest und freundliche Grüße.

H. F.

Heidelberg, 17. Feb. 57.

. . . . . Es geht mir die letzten Wochen viel besser, und ich denke auch wirklich, der Frühling wird noch einmal liebenswürdig mit mir verfahren. Indessen will ich doch auch einmal die Wahrheit sagen, damit wenigstens ein Mensch es weiß, daß ich ein ganz eigenthümliches Gefühl mit mir herumtrage, als hätte ich nicht viele Jahre zu leben, ganz ohne Melancholie und Sentimentalität, der Gedanke ist wie ein milder blauer Himmel über mir, nur darf ich dabei nicht an meine Kinder denken — doch selbst dies kann den Egoismus dieser beruhigenden Empfindung nicht ganz trüben, und so wollen wir sehen, was die nächsten 3—4 Jahre bringen.

. . . . Wenn Sie in der nächsten Zeit in der Beilage zur allg. Zt. einer Anzeige über Jahns Mozart [14]

2. Bd. begegnen, so lassen Sie Ihre Augen mit einiger Theilnahme darauf ruhen, weil sie von mir geschrieben ist. Es soll Ihrem Ausspruch überlassen bleiben, ob ich noch hie und da einen solchen Versuch wagen darf, was in materieller Beziehung wünschenswerth für mich wäre, sei es auch nur durch die Möglichkeit, mir zuweilen eine körperliche Erholung durch eine kleine Reise oder durch einen Badeaufenthalt zu schaffen. Deshalb legen Sie nicht den eigentlichen Maßstab an, sondern nur einen überhaupt anständigen. Das Schweigen versteht sich von selbst. Herr Jahn wird sehr böse über die Kritik werden, obschon er nicht Ursache hat, so sehr schonend war ich, aber er hat so starke schwache Seiten, daß es wirklich nicht recht ist, sie all den lobenden Rezensionen gegenüber, die erschienen sind, zu verschweigen. Ich begreife nicht recht, wie Sie mit Jahn zu einem erquicklichen Verhältniß kommen können, der in seinem Buche so wenig künstlerisches Gefühl und so viel trockene Pedanterie und geschwätzige Oberflächlichkeit zeigt. Großer Gott — über Mozart schreiben! — und nichts dazu haben als die gewöhnliche historische Musikalienkenntniß — dazu gehört viel Selbstbetrug.

Neulich war bei Dusch [15] ein Musikabend. Ich habe

zum erstenmal diesen Winter vor Mehreren gespielt. Ein wunderschönes Trio von Beethoven in c moll mit Violin und Cello und eine Sonate von Mozart. Trotz dem Mangel an Uebung ging es gut und war besonders innig, so daß selbst der Olympier Gervinus [16] von seinem Thron herabstieg, um mir viel freundliches zu sagen und mich eigenmündig zu seinem heute aufzuführenden Samson einlud, worauf ich mich freue. . . .

Von diesen Abschweifungen will ich heimkehren zu Ihren cherubinischen Sprüchen, die mich wie linde heimische Lüfte anwehten. Habe ich Ihnen nie gesagt, daß Angelus Silesius Jahrelang mein Trost und mein süßes Ruhekissen war? Jetzt noch bedarf es nur eines leisen Druckes, und ich kann mich in die Stimmung versetzen, obschon ich in der Gegenwart auf härterem Boden stehe. Die Wirkung ist für mich wie die alte Kirchenmusik, die nur in Dreiklängen auf und abwogt, rein und unermeßlich wie der Aether. Alle herzlichen Grüße!

H. F.

Heidelberg, 12. März 57.

Der Himmel hat sich winterlich angethan, schließt Ihr letzter Brief, und Sie, lieber Bernays, haben sich

in ihm auch winterlich angethan, ich meine in Ihrem Briefe. Deshalb will ich gleich umgehend einen recht lieben warmen darauf schreiben, damit ich keine Erkältung davontrage. Ich habe auch um Anselm, obgleich er wieder zurückgekommen, d. h. brieflich, und ein zärtlicher Sohn ist, tiefe und große Sorgen, da es mit den äußerlichen Verhältnissen gar nicht zu gehen scheint. Ueber all solche Dinge kann man nur sprechen — es sieht gleich alles so herb auf dem Papier aus, so daß ich mich von meinen eigenen Worten verletzt fühle. Unser Zusammensein hier ist friedlich und herzlich wie immer, daß mir für meine eigenste Natur ein kleiner sehr enger Raum bleibt, hat auch vielleicht sein Gutes.

Doch genug von diesen innerlichen Sachen! Ich verderbe ohnehin immer durch Reden, was ich durch Schweigen auferbaue. Verstehen Sie mich nur immer recht, denn ich verdiene es. Lassen Sie die Frühlingsluft Geist und Seele durchdringen, und Ihnen brauche ich es ja nicht erst zu sagen, daß zwei Worte aus der Tiefe mir mehr sagen als zweihundert in der Breite. Ich gehe meinen Weg still und unbeirrt, und wer mir nahe kommt, dem ist es zum Segen, das weiß ich, so demüthig ich auch bin oder wenigstens zu sein wünsche.

Und so sei der Segen der ewigen göttlichen reinen ἀλήθεια mit Ihnen in diesen schönen Auferstehungstagen! Ihre H. F.

---

18. Mai 57.

Heute nur ein paar Zeilen, lieber Bernays, denn ich habe viel zu thun, da ich Ludwigs[17] Frau und Tochter übermorgen zu empfangen habe, was in meiner kleinen Wirthschaft kein geringes ist. Für Ihren Aufsatz danke ich freundlichst. Ich habe es so gerne, wenn während des Lesens zwischen den Zeilen eine kraftvoll gezügelte Begeisterung weht und webt, oder doch eine fest concentrierte Gedankenwärme. Von Ihren Kölner Himmelfahrten höre ich gar gerne und finde Ihre kunsthistorische Begeisterung im höchsten Grad lobenswürdig. Sie schließt das Feld in schöner Rundung ab, welches zu bearbeiten Sie berufen sind. Ich habe auch garnichts gegen die von Ihnen im Allgemeinen aufgestellte Ansicht — ach, Niemand fühlt schmerzlicher als ich, daß unsere Künste und Künstler Epigonen sind. Im übrigen muß ich abwarten, bis Sie mir Ihre Lieblinge einst selbst zeigen können, weil alle Theorieen für mich nicht allein grau, sondern Schatten sind, und mein Gefallen oder Nicht-

gefallen, ich weiß nicht, soll ich leider oder Gott sei Dank sagen, immer unzusammenhängend und dem augenblicklichen Instinkt überlassen bleiben wird.

.... Lassen Sie mir meine auf Natur, Grundsatz, Erfahrung und Neigung gegründete Toleranz, sie ist das Beste an mir. Daß ich mehr als Jemand intolerant bin gegen Alles, was niedrig und unwahr ist, wissen Sie überdies zur Genüge. So wollen wir dies Capitel schließen, besonders da der Himmel so blau ist, und das junge Grün so glänzend und die Vögel in der Epheuwand singen, daß man nichts als Frieden und Harmonie in der Seele haben soll.

Von Anselm etwas bessere Briefe. Er will in Rom bleiben. Unser Verhältniß ist nie gestört, das müssen Sie doch wissen.

Freundlichste Grüße! H. F.

Steben, den 24. August 1857.

Lieber Bernays!

An einem der verstecktesten und ödesten Winkel der guten deutschen Heimath ist mir Ihre erfreuliche Sendung zugekommen. Warum ich hieher verschlagen bin auf die 3000 Fuß hohe Hochebene zwischen dem Fichtelgebirg und Thüringer Wald, ist leicht zu er-

rathen. Man sagte mir, ich würde den Winter Ernstliches zu befürchten haben, wenn nicht eine gründliche Cur vorherginge. Noch beinahe 4 Wochen muß ich hier bleiben.

Ihrer Thätigkeit freue ich mich mit ganzer Seele. Ihr Reifen und Gelingen ist mir eine innerliche Lebensfrage geworden, so wie es mir Bedürfniß ist, Sie lieb und nahe im Geiste zu wissen. Es bleibt Ihnen das Verdienst, daß, wenn Sie mich auch oft im Einzelnen zu hoch gestellt haben, doch im Ganzen niemand besser als Sie mein innerstes Wesen verstanden hat. Um Ihre Kunststudien möchte ich Sie beneiden. Mir hilft die Kunsthistorie nur wenig — ich kann aus ihr die Kunst nicht fassen. Hätte ich ein paar Jahre meines Lebens mit praktischer Pfuscherei verloren, so würde mir dies für das Verständniß viel nützlicher sein als alle Vorlesungen und Bücher dieser Welt. Wenn ich sonst nichts von Goethe wüßte, so würde ich ihn wenigstens in seinem Dilettantismus verstehen.

Mit Anselm scheint es aufwärts zu gehen. Seine Briefe sind so innig und innerlich, daß sie wohl Balsam für schwereres Ungemach sein könnten, als ich ausgestanden habe.

Wenn mein Brief ein etwas zerfahrenes Gepräge trägt, so lassen Sie Sich nicht kümmern, das ist nur Eisen und Kohlensäure, die meine Hand ein wenig zittern machen und zuweilen die Gedanken verschleiern. Im tiefen Innern herrscht die richtige Strömung. Auch bin ich unbesorgt, weil Sie ja lesen können, was ich nicht schreibe und zusammenfügen im Geiste, was nicht auf dem Papier steht. Und so die treusten und freundlichsten Grüße!

Henriette Feuerbach.

Heidelberg, 8. Jan. 58.

Nur mit zwei Worten, lieber Bernays, sage ich Ihnen Dank für die Briefe, die ich doch nicht beantworten kann. Es ist 12 Uhr Nachts, morgen hab' ich keine Zeit zum schreiben. Von Anselm in Rom sind gute und hoffnungsreiche Nachrichten da. Der Neffe Anselm macht mir Freude. Er ist Bunsens [18] Liebling und hat nebenbei auch merkwürdiges Glück bei den Damen. Der Name Anselm scheint unter diesem Stern zu stehen.

Wann Sie wieder einen ordentlichen Brief erhalten werden, weiß ich nicht. Gewiß nicht früher, als ich aufgehört habe, Magd zu sein, wenn auch nur

meine eigene. Ich mache die schlimme Erfahrung an mir, daß grobe Arbeiten mich aus aller Contenance bringen.

Gute Nacht und freundliche Grüße.

Ihre Henriette Feuerbach.

---

7. Feb. 58.

Ich habe Sie länger, als ich wollte, auf Antwort warten lassen, lieber Bernays. Das kommt von dem bösen häßlichen Winter. Wenn man recht Schweres erlebt hat und in sich selber auf schmerzvolle Weise einen tiefgehenden Abschluß erfährt, dann arbeitet die Seele eine lange Zeit nachher in größeren schwereren Gedanken als gewöhnlich, die ungefügig sind und sich zum Ausdruck nicht so leicht geben wollen. Dazu ist man feige, weil zwingen wehe thut. Ich kann und mag auch jetzt noch nicht ordentlich schreiben. Man muß mirs zu Gute halten. Wenn ich in Heiterkeit an Etwas denken will, was mir die Welt freundlich macht, so ist es nur ganz natürlich, daß ich zuerst an meinen Anselm denke und dann an Sie, und ich bin gewiß, daß dies Ihnen Segen bringt.

Emilie war viel kränklich diesen Winter aus Aufregung, Ueberanstrengung und Erkältung. Dafür geht

Anselms Stern in Rom freundlich und glückverheißend auf. Er hat sich abgeklärt und gereinigt, und ist von seiner wilden Ueberfülle auf das strengste Maß der Schönheit zurückgegangen (so hörte ich durch Andere). Ein großes Historienbild, der göttliche Dante,[19] führt die ganze römische Kunstwelt in sein Atelier. Dazu ist er der Liebling der englischen Aristokratie geworden, was ihn auch pecuniär fördern wird, da er sich in letzter Zeit besonders dem Porträt zugewendet hat.

Alles Aeußerliche mag ich gerne heute bei Seite lassen. Der Brief soll auch nur ein freundlicher Gruß sein und ein Zeichen, daß ich Ihnen immer gleich gut bin.

H. F.

Herr Stark[20] liest vor gemischtem Publikum über Raphael und seine Zeit. Ueber das „wie" zu reden, müssen Sie mir erlassen.

Heidelberg, 14. Mai 1860.

Lieber Bernays!

Es ist nicht meine Schuld, daß Sie so späte und kurze Antwort erhalten. Einstweilen will ich Ihnen nur freundlichst für Ihren Brief danken und Ihnen

treue Wünsche aussprechen für die nahe Zukunft Glauben Sie mir, im Schaffen liegt das einzig sichere Glück, die Zukunft, die Ruhe — Alles!

Um gleich zu etwas Erfreulichem zu kommen, will ich Ihnen sagen, daß seit 8 Tagen mein Anselm hier ist, bis zum Herbst bleibt und dann wieder nach seiner römischen Heimath zurückgehen wird. Was man aus Büchern und Nachdenken sich mühsam aufbaut, das Bewußtsein und Verständniß dessen, was schön ist, ich kann auch sagen, klassisch, und zwar im recht alten und guten Sinn, das ist bei ihm zur freien That geworden. Seit ich seine letzten Zeichnungen gesehen, spreche ich mit Zuversicht: „Herr, nun lässest du mich in Frieden fahren." Ob die äußern Verhältnisse sich den innern gemäß gestalten, muß man erwarten. Ich wollte es freilich wohl wünschen, am meisten, weil sein Gemüth der Anerkennung nachgerade bedarf. Was mich betrifft, so weiß ich, daß er der Einzige ist in seiner Richtung, und daß die Richtung die Einzige ist, das weiß ich Gott sei Dank auch. Ich bin gar zu glücklich, meinen Sohn ganz auf meinem eigenen Grund und Boden begrüßen zu können. Es ist das etwas, was ich bei seiner wunderlichen Natur nicht gehofft habe.

Von Ihnen hoffe ich nun aber auch, daß Sie mir bald eine ebenso große Freude machen. Wenn ich kurz und selten schreibe, so lassen Sie Sich dadurch nicht abhalten, mir zu schreiben, wenn Sie Lust haben. Ich kann aber einfach nicht. Mir greift das viele Lesen die Augen an.

Meine Kinder grüßen! Ihre H. Feuerbach.

Heidelberg, 11. Juni 60.

Es war recht vernünftig von Ihnen, lieber Bernays, daß Sie ungeduldig geworden sind, denn Gott weiß, wann ich sonst dazu gekommen wäre, Ihnen zu schreiben. Seit vier Wochen ist Anselm hier. Sie können sich denken, daß seine Anwesenheit mich gegenwärtig ganz ausfüllt. Er ist groß geworden — ich sage es Ihnen heute, die Welt wird es bald nachsagen, daß er der Erste, der Einzige ist. — Ein rührendes, fast herzbeklemmendes Schauspiel, diese Natur, kräftig und feurig wie ein kleiner Vulkan und zart und wundersam wie die Siumpflanze, aus der ernsten schweren Schule gereinigt und verklärt zur künstlerischen Selbständigkeit sich entfalten zu sehen. Wir stehen gut und schön zusammen. — Was ich weiß und habe, kann ich ihm gegenüber wenig brauchen,

aber was ich geworden bin, dient zum Aufnehmen und Verständniß ganz neuer wunderbarer Lebensseiten. Ich komme mir dabei selbst sehr unbedeutend und doch sehr glücklich und reich vor. Anstrengend aber ist das Verhältniß durch die merkwürdig wechselnden Schattirungen und Stimmungen dieser ganz vollkommen ausgeprägten Künstlernatur. Was ich lerne und gewinne an Herz und Geist, das weiß ich. Was ich etwa geben kann, weiß ich nicht. Der gute Wille muß hier aushelfen wie überall.

Anselm steht am Wendepunkt seines Lebens, auch im Aeußern. Weimar und Baden streiten sich um ihn, er selbst will von nichts wissen als von seinem geliebten Rom. Mein Zwischenrath geht dahin, einen Mittelweg zu finden, welcher ihm erlaubt, in Italien zu bleiben und alle zwei Jahre auf einige Zeit in das Vaterland zurückzukehren. In den nächsten Wochen wird wohl Alles zur Entscheidung kommen. Ich schließe in aller Eile aber mit nicht minder treuer Gesinnung.

Ihre H. F.

Heidelberg, 11. Oktober 1860.

Lieber Bernays, Sie scheinen recht hartnäckig auf Antwort zu warten, oder es geht Ihnen nicht wohl.

Beides thut mir leid, um so mehr, als ich nicht im Stande bin, Ihnen einen vernünftigen Brief zu schreiben. Es geht mir auch nicht sonderlich nach Wunsch, d. h. meinem Anselm, denn daß ich sonst keine Wünsche für mich besitze, wissen Sie.

Ich möchte Sie fragen, ob in Köln eine permanente Ausstellung besteht und ob Sie mir nicht die Adresse des Geschäftsführers verschaffen könnten. Anselm hat von seinen vier schönen Bildern noch keines verkauft, meine Aufgabe ist nun, ihn wieder flott zu machen, um in acht Tagen nach Rom zurückzukehren mitten in den Krater hinein — so Gott will, wird das gute Kind nicht mit Haut und Haar verschlungen werden. Mein Werk aber dabei ist ein schweres, da das göttliche Schaffen aus nichts mir nicht zum Gnadenerbtheil gefallen ist. Gott weiß es, warum es so sein muß, daß diejenigen, die es am besten zu benützen wüßten, am wenigsten besitzen sollen.

Lesen Sie doch mal in der Spenerischen Zeitung den Bericht über die Berliner Ausstellung und darin die Kritik über Anselms Bilder. Sie war mir ganz interessant wegen des instinctiven Gefühls und des mangelhaften Verständnisses, die sich darin streiten. Mir aber ist aus dieser wundersamen Sprach- und

Ideenverwirrung das Gefühl von Anselms echter Künstlerschaft wie ein Stern aufgestiegen. Werden in Köln zuweilen Bilder gekauft? Ich kann Ihnen sonst garnichts sagen als einen freundlichen Gruß. Ich lebe aber nicht ich, sondern des Lebens Last und Mühe und des Strebens um einer liebevollen Idee willen in mir.

Ihre Henriette Feuerbach.

Heidelberg, 9. Juli 61.

. . . . . In Köln sind nun einige von Anselms Bildern. Die neue große Iphigenie ist nicht fertig geworden. Ich habe lange keine Nachricht und bin in vieler Beziehung sorglich. Ich habe Angst, daß Anselm — verstehen Sie das dumme Wort recht — überklassisch wird, das heißt eben nicht m e h r. Es ist wundersam, daß kein Feuerbach Maß halten kann. Auf zwei Briefe, die noch dazu wichtig waren, hat Anselm nicht geantwortet, so muß ich fürchten, daß er krank ist. Dem römischen Aufenthalt bin ich sehr gram. In der Stille des Winters ist mir erst allmählich klar geworden, wie viel er verschuldet hat. Das Leben steht dort in der Gegenwart still, das kann ein gesunder Mensch nicht auf die Dauer vertragen . . . .

Heidelberg, 12. Aug. 61.

Sie müssen mit einem kurzen Gruß vorlieb nehmen, lieber Bernays. Es sind von Anselm zwei wunderschöne Studien aus Rom gekommen, von denen ich nur bedaure, daß ich sie nicht mehr nach Köln schicken kann. Sie würden alles Andere, was von ihm da ist, an Einheit und großer Wirkung überbieten. Wenn Ihnen in irgend einer Zeitung eine Kritik zu Handen kommen sollte, bitte ich darum. Gott gebe, daß endlich ein wenig Ruhe kommt.

Seit mehreren Jahren höre ich jeden Frühling wenn die Altanenthür zum erstenmal aufgeht auf einem uralten Spinett in der Nachbarschaft zwei Stückchen spielen, muß i denn, muß i denn und den letzten Gedanken von Weber mit einem höchst kindischen Baß in Quinten gleich einem Dudelsack. Das rührt mich unbeschreiblich, gehört zu Schneeglöckchen und Veilchen. Eben höre ich es seltsamerweise wieder, und der Spieler hat all die Frühjahre und Sommer nicht den kleinsten Fortschritt gemacht. Mit dem vollen Gefühl der Demuth und Anerkennung irdischer liebenswürdiger Armseligkeit schreibe ichs hier nieder. Die freundlichsten Grüße.

H. F.

Heidelberg, 15. Juni 1862.

Lieber Bernays!

Warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe? Aus demselben Grunde, aus welchem Sie eine lange Pause eintreten ließen. Und warum ich jetzt schreibe? Nicht weil es besser geht, sondern so schlecht als möglich, und weil ich au comble de misère das Gefühl habe, als sei der Egoismus des Kummers, der sich in sich selbst verschließt und den Freunden den Rücken kehrt, ein zweites Unglück zum ersten.

Daß aller Kummer und alle Sorge sich lediglich auf meine Kinder bezieht, können Sie sich theils denken, theils sind Sie, wenigstens über meine Anselmskümmernisse durch den gütigen theilnehmenden Herrn Dr. Hemsen [21] vielleicht unterrichtet, für dessen schriftliche Bekanntschaft ich alle Ursache habe Ihnen recht dankbar zu sein.

Durch Intriguen und böswillige Einflüsse aller Art ist das Band mit Karlsruhe in der letzten Zeit völlig gelöst, was ich jedoch nicht unserm Großherzog als Schuld beimessen möchte. Er kann auch nicht Alles, was er will. Die Wirkung aber ist die peinlichste, die sich denken läßt, da die Hoffnung so sicher schien und so viel ungenützte Zeit darüber verloren ging. Gott mag es denen vergeben, die ein so edles

schönes Talent im Aufblühen verkümmern lassen wollen. Die Nachwelt wird einst ein strenges Richteramt führen, aber was hier im Keim zerdrückt wird, das ist doch für alle Zeiten rettungslos verloren. Dazu ist Anselm krank, leidet auf der Brust, denken Sie, wie mir hier zu Muthe ist.

Emilie ist auch leidend, doch wenigstens zu Hause, das ist ein Trost, aber ein Trost, der auch wieder allerlei untrostvolle Consequenzen hat. Kurz — ich muß alle Kräfte auf das Aeußerste daransetzen um unsere Existenz über dem Wasser zu erhalten. Stunden geben, Journalartikel machen, sparen, keine Magd halten usw.

Vor einiger Zeit hat sich Herr Brandstetter[22] wieder einmal gemeldet mit einer Anfrage wegen populären Biographien aus dem 18ten Jahrhundert, die mit Lessing und Winkelmann beginnen und auch etwa Musiker und Künstler einschließen sollen. Ich bin wegen der Bedingungen nicht einig geworden und habe abgebrochen, da ich um 10 Thr. den Bogen nicht arbeiten kann. Nun kommt er aber wieder, und mehrere Bekannte rathen sehr, auch ohne Bezug auf Brandstetter die Arbeit zu versuchen. Daß dies etwas ist, was einfach ein ganzes Leben ausfüllen müßte,

begreifen Sie, und ich darf es nur als Nebenarbeit betrachten, weil der tägliche Bedarf beschafft werden muß. Indeß will ich nicht eigensinnig sein und wenigstens einen Versuch machen.

Es ist dieser Brief seit vielen Wochen das erste Zeichen von wiederkehrender Thätigkeit. Ich war wie vernichtet durch die letzten Stürme. Gott gebe, daß Anselm nicht ernstlich Schaden genommen hat. Wäre dies der Fall, dann ist Alles fertig, und es bleibt nichts übrig, als mit leidlichem Anstand zu Ende zu kommen.

In Köln ist ein kleiner Studienkopf von Anselm. Ich möchte wohl wissen, mit welchem Recht oder Unrecht ich so sehr davon entzückt bin. Das größere Bild hat sich meiner Sympathie weniger zu erfreuen.

Leben Sie wohl und möchten Sie von sich bessere Nachrichten zu geben haben als ich von mir.

Mit unveränderter Gesinnung

Henriette Feuerbach.

III. Conrad Fiedler.[23]

Crostewitz bei Leipzig d. 5. Aug. 1877.

Verehrter Freund,

Da ich zu denen gehöre, die in das Geheimniß der Autorschaft des Artikels über das Festspiel in Baireuth und seine Recensenten in den Blättern für litterarische Unterhaltung[24] eingeweiht sind, so kann ich meinen Glückwunsch zu dieser energischen und glücklichen Aeußerung an die richtige Adresse richten. Es kostet mich in der That zuweilen Ueberwindung, das Geheimniß nicht zu verrathen, aber ich glaube, daß Sie für die, welche Ihre Ansichten und Ihre Ausdrucksweise kennen, nicht verborgen bleiben werden. Ich wüßte nicht, wie man den Gegensatz zwischen der geistigen Höhe, auf der Wagners Werk über dem Streit der Parteien steht, und der geistigen Tiefe, in der sich diese Parteien selbst herum bewegen, klarer und besser hätte ins Licht stellen wollen. Denn mag man Anhänger oder Gegner sein, man muß selbst auf einer gewissen geistigen Höhe stehen, um das Recht zu haben, eine solche Erscheinung zu bewundern oder sich gegen dieselbe zu verwahren. Und nichts kann den Unwillen so sehr, ja bis zur

Leidenschaft steigern, als wenn man mit ansehen muß wie ganz untergeordnete und gewöhnliche Menschen den seltenen und bedeutenden Mann so geradehin als Ihresgleichen behandeln zu können meinen. Doch wozu wiederhole ich Ihnen, wofür Sie selbst den besten Ausdruck gefunden haben?

Mit herzlichen Grüßen

Ihr freundschaftlich ergebener

Conrad Fiedler.

Berlin d. 8. Januar 1880.

Verehrter Freund,

Immer habe ich mit der Beantwortung Ihres Briefes, der nun, wie ich sehe, bereits fünf Wochen in meinem Besitz ist, gezögert, weil ich hoffte, Ihnen irgend eine nähere Nachricht über Hillebrands[25] Bemühungen geben zu können. Bis jetzt habe ich aber noch keinerlei Nachricht von ihm, so bald ich irgend eine erhalte, werde ich Ihnen dieselbe mittheilen; nur wollte ich jetzt Ihren Brief nicht ganz unbeantwortet lassen, um so mehr, als ich mich dem Termin meines Scheidens von Berlin nähere; ich gehe jedenfalls noch vor Mitte März von hier weg, um zu dauerndem Aufenthalt nicht hieher zurückzukehren. Im Laufe

des Frühjahrs komme ich jedenfalls auch nach München, und es wird mich natürlich sehr freuen, Sie dort zu treffen, nur fürchte ich, Sie werden in der Osterzeit gerade abwesend sein. Meinem Abschied von Berlin sehe ich ohne jegliche Wehmut entgegen, es ist im Grunde doch ein unwirthlicher, unsympathischer Ort und die Unfähigkeit, Weltstadt zu sein, zeigt sich vor allem darin, daß man geborener Berliner sein muß, um es hier auf die Dauer angenehm zu finden. Solange aber eine Stadt einen provinzialen Charakter behält, ist sie, je größer desto unangenehmer. Immerhin ist es mir lehrreich gewesen, eine Zeit lang und gerade in den letzten Jahren hier gelebt zu haben, die Eigenthümlichkeit unserer deutschen Zustände tritt einem hier besonders nahe, und man kann oft genug nachdenklich werden, wenn man wahrnimmt, welchen Gattungen von Lebensinteressen die großen Impulse gelten, die hier gegeben werden, hier müssen noch viele Lebensinteressen, und gerade die wichtigsten zur Gleichberechtigung heranwachsen, damit man nur einigermaßen von einer geistigen Repräsentation der nationalen Einheit reden könne.

Wie haben Sie das neue Jahr angetreten? Mir hat es mit einem Trauerfall in meiner Familie be-

gonnen, der mich zwar nicht sehr nahe berührt, doch aber mancherlei Betrachtungen ernsthafter Natur anregt. Nun aber kommt die Nachricht von Feuerbachs plötzlichem Tode, die mich geradezu erschüttert hat. Wie hart muß dieser Schlag auch Allgeyer treffen, und an die arme Mutter mag ich garnicht denken.

Mit freundschaftlichem Gruße

Ihr

C. Fiedler.

IV. Otto Gildemeister.[26]

Bremen 28. August 70.

. . . . . Mein Frau und ich sind sehr erfreut, von Delius zu hören, daß es Ihnen gut geht. Daß wir seit unserer Trennung Ihrem Siegeszuge nach Karlsruhe mit stetiger Theilnahme gefolgt sind, wissen Sie aus den Briefen meiner Frau, ebenso wie oft und gern wir beide uns der schönen Zeit erinnern, die wir mit Ihnen und den Musen gemeinsam verlebt haben. Jetzt müssen die guten Mädchen freilich das Haus meiden! Welche Zeiten! Die Geburtswehen Deutschlands sind

fast zu furchtbar, und doch wie glorreich, wie über kühnste Hoffnung herrlich ist dies erste Eingreifen unseres geeinigten Volkes in die Weltgeschichte! Blos Zuschauer des großen Dramas zu sein ist fast zu peinvoll. Die Frauen können wenigstens sich unmittelbar nützlich machen, die meinige ist von früh bis spät beschäftigt als Mitglied des leitenden Ausschusses des Hilfsvereins für Verwundete. In unserem Hause ist ein Zimmer zur Aufnahme eines oder einiger Verwundeter eingerichtet, aber bis jetzt hat man uns noch keinen zugewiesen. Unser einer kann nur wenig thun, die Tage vergehen mit Zeitungslesen und Unruhe; an literarisches Arbeiten vermag ich nicht zu denken, die ungeheuren Entscheidungen, um welche gekämpft wird, nehmen die ganze Seele in Beschlag. 1866 vermochte Shakespeare wenigstens auf Stunden zu fesseln, jetzt versagt selbst der. Statt seiner müssen Times und Indépendance belge aushelfen. Ich bin begierig zu hören, ob Ihre Arbeiten nicht allzu sehr leiden unter der allgemeinen Erschütterung; ich denke mir, daß Sie mehr als ich von jenem Abstractionsvermögen des Gelehrten besitzen, dessen Meister der alte Archimedes war. Meine Cirkel sind turbirt, aber ich beklage es nicht. Die Späteren werden uns be-

neiden daß wir das erlebt haben. Ich grüße Sie in herzlicher Treue.

Gildemeister.

Berlin 10. März 1871.

Meine Frau schickt mir Ihren Brief v. 5. d., mein verehrtester Herr Doctor, denn wie Sie aus der Datirung dieses Bogens sehen, befinde ich mich wieder einmal in meinem bundesräthlichen Quartier im Hôtel du Nord unter den Linden, zehn Schritte vom Palais des deutschen Kaisers, an welthistorischer Stätte also. Ich habe die Proclamation des Friedens von der Rampe des Palais herab mit angesehen und angehört, muß aber ehrlich gestehen, daß die äußere Form der Größe des Moments nicht entfernt entsprach. Ein ganz klein wenig von dem Inscenirungsgeschick der Franzosen wäre uns wohl zu wünschen, aber es scheint fast, daß Talente dieser Art nie in bescheidenen Dosen verliehen werden, und dann ist es allerdings besser, ihrer ganz zu entbehren als sich von ihnen so beherrschen zu lassen wie die Franzosen. Ich bin immer noch im Zustande höchsten Erstaunens über den bodenlosen Bankerott der gallischen Civilisation, den wir mit Augen gesehen haben. „Le goût théatral et

déclamatoire" hat dabei ohne Zweifel viel, wenn auch nicht alles, verschuldet; in letzter Instanz ist der nun ausgekämpfte Krieg doch ein Conflict zwischen protestantischer und römischer Cultur gewesen, und ich theile ganz Ihre Ansicht, daß die unterlegene Partei jetzt die Fehde auf unserem eignen Boden mit parlamentarischen Waffen fortzusetzen suchen wird. Ich theile auch Ihre Zuversicht, daß das Volk Luthers und Lessings nicht darum die großen Schlachten von 1870 geschlagen hat, um den Jesuiten tributpflichtig zu werden:

„Wir, die den Löwen schlugen, sollen wir
den Wölfen huldigen?"

Die Wahlsiege der schwarzen Bande am Rhein u. s. w. beirren mich nicht in meiner Zuversicht. Allerdings werden wir eine starke clerikale Partei im Reichstage sehen, die ihre Allianz dem Höchstbietenden verkaufen nnd vielleicht manches Unheil stiften wird, aber die Märzwahlen haben dafür auf der andern Seite die deutsche Phalanx stärker gemacht, als sie je war, durch den unerwartet imposanten Zuzug von Süden.

Ihrer Straßburger Ideen würde ich auch ohne Ihre Erinnerung eingedenk geblieben sein. Freilich

für den Augenblick liegen diese Dinge noch gänzlich unter dem Horizonte, ich begegne hier niemandem, der von der künftigen Organisation der neuerworbenen Lande mehr wüßte, als was die Zeitungen bringen. Ich glaube fest, daß man Straßburg zum Sitze einer deutschen Hochschule wird machen wollen, ob dies aber so rasch, wie Sie annehmen, von Statten gehen wird, ist mir doch zweifelhaft Jedenfalls bedarf es der Geldmittel wegen der Mitwirkung des Reichstags; bis jetzt aber ist von einer dahin zielenden Vorlage nicht die Rede, obwohl andere Elsässische Gegenstände schon in voller Arbeit sich befinden.

Meine Frau wird morgen hier eintreffen, sie hatte sich impfen lassen und konnte deshalb nicht mit mir reisen. Ich werde Ihre Grüße und freundlichen Erkundigungen höheren Orts vorzutragen nicht verfehlen. Lissy hat zwar noch nicht ernstlich mitarbeiten können für die Lazarethe und die Truppen, aber sie mußte doch, wo es ging, Hand anlegen, wenn es nur auch war, um im 20. Jahrhundert ihren Enkeln erzählen zu können, daß auch sie den großen Krieg mit Bewußtsein erlebt habe. Sie würden sich ergötzt haben, wenn Sie gehört hätten, wie genau das kleine Fräulein allmählich von der Topographie Frankreichs, den Truppen-

dislocationen, den Waffenstillstandsfristen und ähnlichen kriegerischen Dingen Bescheid wußte. Seit August hatten wir ununterbrochen Einquartierung, bald von diesem, bald von jenem Landwehrbataillon, aber kein Kriegsmann hat mein Haus verlassen, den Lissy nicht durch ihre militärwissenschaftliche Bildung bezaubert hätte.

Aber es wird hohe Zeit zu schließen. Sie sehen, daß es für mich nur eines Anlasses bedarf, um in die vor einem Jahr begonnene Gewohnheit mit Ihnen zu plaudern zurückzufallen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie gelegentlich wieder von sich hören. Ein Brief mit Ihrer Handschrift gehört in unserem Hause immer zu den hochwillkommensten Besuchen. Mit freundschaftlichstem Gruße

Ihr treu ergebener Gildemeister.

V. Paul Heyse.

Der ich allezeit untadlich
Sprach und schrieb nach Väterweise,
Auch in Zukunft schreib ich „adlig"
Wie geschrieben Vater Heyse.

Hat er doch verpönt das schlimme
„Adelich" im Wörterbuche,
Und man trotzt dem fremden Grimme
Leichter als dem Ahnenfluche.

Dennoch, Dir zu Liebe will ich
Von dem heil'gen Brauche weichen,
Schreibst du je mit „c h" „billig"
Thu' mit „adlig" ich desgleichen.
M. 21. III. 89. P. H.[27]

Deinen kleinen Wordsworth,[28] lieber Freund, schicke ich Dir heut schon zurück, da meine Nichte ihn mit in die Stadt nehmen will und ich ihn gründlich — Manches zweimal — in mich aufgenommen habe. Den großen behalt' ich noch, da ich abwarten möchte, ob ich durch the great bulk zum Wordsworthianer werde, was die Auswahl freilich nicht zu Stande gebracht hat. Es mag wahr sein, daß he deals with more of life als Burns, Keats, Heine. Daß er aber über Voltaire, Dryden, Pope, Lessing, Schiller (!) zu stellen sei, kann ich nur verstehen, wenn das Leben in und mit der Natur das höchste und werthvollste Leben ist. Es ist ja nicht zu läugnen

The outward shows of sky and earth
Of hill and valley he has viewed,
And impulses of deeper birth
Have come to him in solitude.

Aber wozu anders haben diese impulses geführt als zu einer liebenswürdig idyllischen Stimmung und treuherzig moralisirenden Gottseligkeit, die ihn die spielenden Lämmer auf der Weide beneiden und fragen ließ:

As they from turf yet hoar with sleepy dew
(sehr schön)
All turn, and court the shining and the green,
Where herbs look up and opening flowers are seen,
Why to God's goodness cannot we be true?
u. s. w.

Ja wir sind eben keine Lämmer sondern Menschen, die höhere Freuden kennen, als das shining and the green, und von denen nur Die die himmlischen Mächte kennen, die ihr Brod mit Thränen aßen. Das eben ist es. Der Kreis des Lebens, in welchem dieser Poet sich bewegt, ist ein höchst enger. Sobald er sich darüber hinaus wagt, wird er, wie schon M. Arnold

erkannt, pastoral nicht nur im Farmer- sondern im Pfarrersinn, und jenes „größte Gedicht in der englischen Sprache" nach Lord Houghtons Meinung (wer ist dieser edle Lord? was er ist, erhellt schon aus seiner Ansicht, es gebe überhaupt in irgend einer Sprache ein „größtes Gedicht") die große Ode, ist für mich völlig werthlos, da Nichts darin gehalten wird von dem, was der Titel verspricht. Die thoughts that do often lie too deep for tears habe ich stark im Verdacht, überhaupt keine Gedanken sondern nur dunkle Gefühle zu sein und gerade solchen könnte und sollte die Poesie einen ahnungsvollen Ausdruck leihen. Statt dessen eine ewige Variation dessen, was gesehen und gehört wird, Landschaften mit Thierstaffage, Schäfern, Bettlern, Blutigeln, Büchern. Wo er sich zu etwas Greifbarem, Handlungsreicherem aufrafft, ist er unglaublich dürftig und bringt es nicht über das elegische Tableau. In Michael ein alter Mann, dessen zärtlich geliebter Sohn in der Welt verdorben wird; in Margaret eine verlassene Frau, die darüber stirbt und verdirbt, daß ihr Mann nicht zurückkehrt, in the Brothers ein Mann, der in die Heimath zurückkommt und nur das Grab seines Bruders findet und so fort. Ueberall Passivität, Erdulden eines Unglücks in mehr oder minder

christlicher Resignation, nie ein frischer Hauch von Thatkraft, Aufraffen aus dem Zauberschlaf der Gewohnheit und Resignation. Daß dieses Buch die Bibel einer weitverbreiteten poetischen Gemeinde geworden ist, kann Niemand Wunder nehmen. Aber ob diese Sectirer ein Recht haben, ihren Heiligen für eine der höchsten Dichtererscheinungen zu halten, scheint mir sehr zweifelhaft. Ich brauche nicht zu versichern, Lieber, daß ich die Größe eines Künstlers nicht an seinen Stoffen messe. Burns war kein welterschütternder Denker, kein gestaltenschaffender Großmeister. Aber er hatte im Kleinen den großen Ton und hatte seinen eigenen Ton, und einen solchen will selbst sein Bewunderer M. Arnold bei Wordsworth nicht finden. Ich bin durch ihn in meinem alten Glauben bestärkt worden, daß nichts verdächtiger sei als die Zusammenrottung einer großen englischen Gesellschaft um einen auf das Schild gehobenen Poeten, daß dergleichen dort überhaupt möglich ist, kann ich nur beschämend finden für unsere deutsche Bildungswelt, in welcher eine hingebende Beschäftigung mit Poesie kaum unter den Frauen gefunden wird. Und so kann man den Engländern immerhin Glück wünschen, daß sie es zu einer Wordsworth-Shelley-Browning Society gebracht haben. Was

jedoch die Menge in diese stillen Kirchen lockt, ist wohl in den seltensten Fällen die reine, wenn auch dumpfe Bedürftigkeit nach dem eigentlich Poetischen, sondern hier das Neumodische, dort das Revolutionäre, dort wieder der Reiz des Rätselhaften. Und da es jenseits des Canals so viel Müssige giebt, die auch die Mittel haben, sich aus irgend welchen — frivolen oder respectabeln — Club-Interessen ein Geschäft, einen Lebenszweck zu machen, so entsteht der Schein eines sehr intensiven poetischen Cultus, hinter dem, bei Licht besehen, nicht viel Tieferes steckt, als die banale heroe-worship und die Lust an Orakelsprüchen, wie der oben citirte des edlen Lord H.

Dies Alles, lieber Freund, soll nur erklären, weshalb Wordsworth *mir* nicht *mehr* sein kann, als er ist. Daß er vielen Andern weit mehr werden konnte, und mit vollem Rechte, begreife ich durchaus. Der Reiz des Stils bleibt ja dem Nicht-Engländer (zu denen ich Dich nicht rechne) nur von ferne genießbar. Ich würde mich nicht wundern, wenn ein Brite nicht verstünde, was uns an Mörike entzückt.

Uebrigens war's thöricht, nur so viel über ein Thema zu sagen, das grenzenlos ist, statt zu warten bis zu einem mündlichen Austausch. Ich konnte es nur nicht

über mich gewinnen, bis zu unserm so weit hinaus gerückten Wiedersehen völlig zu schweigen.

Grüße Deine liebe Frau und lebewohl.

Dein

Paul Heyse.

Miesbach, 9. IX. 89. [29]

VI. Joseph Lewinsky. [30]

Wien 17. Mai 1880.

Mein hochverehrter Freund!

Das war eine gar liebe Ueberraschung, welche mir durch das Eintreffen Ihres Briefes bereitet war — noch weit lebhafter aber war der Eindruck, den mir der Inhalt desselben machte. Daß ich nicht im Entferntesten daran dachte, einen Brief von Ihnen zu erhalten, ist wohl nur das Zeugniß einer sehr natürlichen Bescheidenheit, weil ich, ganz abgesehen von dem gewaltigen Unterschiede des Grades unserer Begabungen, in diesen Tagen unserer ersten Bekanntschaft stets der Empfangende, niemals aber der Gebende war.

Dieses Verhältniß dürfte zwischen uns ziemlich

stetig bleiben, — da ich es im persönlichen Verkehr mit Ihnen stets vorziehen werde zu hören, statt zu sprechen.

Um zu erfahren, was ich bin und kann, müßten Sie eine ziemlich lange Reihe von Darstellungen sehen. Ich bilde mir ein, daß man mich lange sehen muß, um etwas von mir zu haben — der Schatten sind zu viele, um die Vorzüge grell ins Auge fallen zu lassen. Ich bin wie ein unscheinbares Buch, das der Leser oft und mit freundlicher Gesinnung zur Hand nehmen muß, wenn er sein Gutes herausfinden will. Es ist immer schlimm, wenn ein Schauspieler solcher Ausdauer von Seite des Zuschauers bedarf. Aber das ist ja auch garnicht nöthig, daß Sie des Näheren erfahren von meinem schauspielerischen Können — ich bin nach dieser Seite durchaus nicht empfindlich, und Sie haben kein inneres Bedürfniß, kein Behagen am Schauspiel. Ich bin vollständig befriedigt durch die Neigung und Schätzung, welche Sie dem nach Erkenntniß und Bildung strebender Menschen in mir schenken — und gestehe Ihnen, daß ich mich glücklich fühle durch Ihr Versprechen, mir über die Kunstanschauung Schillers Eingehendes mittheilen zu wollen. Ich kann an Ihrem Geiste erproben, ob meine Ansichten die

richtigen sind, und werde so viel Neues hierüber erfahren. Ich träume von einer in dieser Hinsicht schönen und genußreichen Zeit in München. Ich habe ein volles Verständniß für den Künstler in Ihnen, und dadurch wird mir jede Stunde, die ich mit Ihnen verleben darf, zehnfach genußreich.

Darin, mein hochverehrter Freund, haben Sie wohl recht gesehen, daß ich alle Elemente meiner künstlerischen und abstrakt geistigen Bildung zu vereinigen und in volles Leben umzusetzen bestrebt bin, damit ein ganzer harmonischer Mensch sich in mir gestalte.

Haben Sie innigen Dank für Ihre Freundschaft und behalten Sie in Ihrem Herzen

Ihren treu ergebenen

J. Lewinsky.

VII. Rochus von Liliencron.[31]

Schliersee 19. Juli 1872.

Hochgeehrtester Herr,

Mit lebhaftester Freude habe ich Ihre freundlich zusagende Antwort auf meine Bitte um die Goethe-

biographie erhalten. Freilich haben Sie Recht, daß hierbei in der Kürze die größte Schwierigkeit liegt, eine Schwierigkeit, die ohne dabei der Dürftigkeit zu verfallen, nur bei vollkommener geistiger Durchdringung des Stoffes zu überwinden ist. Empfangen Sie also meinen herzlichen Dank, ich bin recht froh, diesen wichtigen Punkt so gesichert zu sehen.

Dazu heute nur ein paar Bemerkungen. Wegen der Bettina habe ich, in demselben Gefühl, welches Sie leitet, zuerst bei Grimm angefragt, er hat aber abgelehnt. Ich begreife dies sehr wohl und sah es eigentlich voraus, denke auch, daß nicht sowohl der Mangel an Zeit, auf den er sich beruft, als die mancherlei Schwierigkeiten, die gerade dem Nächststehenden peinlich werden konnten, ihn zur Ablehnung veranlaßt haben. Ich bin übrigens ungemein gespannt auf Ihre Beurtheilung der Brief- und Herzlieb-Frage.

Was nun die Frage nach den Persönlichkeiten aus Goethes Lebensbeziehungen betrifft, so bin ich zunächst darin mit Ihnen ganz einverstanden, daß die durch selbständige Thätigkeit bekannten Fachmänner darunter Maler, Musiker, Naturforscher 2c. auch fachmännisch am besten besprochen werden. In dieser Weise ist für das, was in A. und B. fällt, wie Batsch, Beireis,

Bury u. s. f. gesorgt. Den Büttner dagegen haben meine fachmännischen Referenten von ihrem Standpunkt aus als zu unbedeutend bei Seite geschoben, ich werde ihm aber dennoch ein kurzes Wort gönnen. Solcher Leute nun möchten sich doch noch andere finden, und damit sie nicht übersehen werden, wäre es immerhin wünschenswerth eine vollständige Liste derjenigen Persönlichkeiten vor Augen zu haben, welche man mit Rücksicht auf Goethe wenigstens allerkürzest genannt sehen möchte. Im Anschluß an Goedekes Register wäre es wohl nicht sehr mühsam, ein solches Verzeichniß aufzustellen, bei dem es sich eben nur fragen würde, ob in dem Goed. Register etwas vergessen wäre.

Eine etwas andere Stellung zur Frage nehmen aber die Dichter und Schriftsteller ein, welche in Goethes Kreis, namentlich seinen Jugendkreis gehören, wie die Einsiedel, Klinger, Knebel, Merck. Hier würde es sich fragen, ob nicht doch Sie der berufenste Biograph nicht nur, sondern auch derjenige wären, dem es am leichtesten zur Hand läge.

Die Frauen, soweit sie nicht zugleich Schriftstellerinnen seien, meinen Sie allein der Goethebiographie zuweisen zu sollen. Darin bin ich nicht Ihrer Ansicht: ich dächte, man sollte es nicht verschmähen, für den

Hauptartikel durch kleine Nebenartikel etwas Raum zu gewinnen. Ueber Friederike z. B., über ihre späteren Schicksale wird einiges zu sagen sein, ebenso über Lotte Kestner, Minna Herzlieb pp. Warum nicht lieber in ein paar eigenen Zeilen? Dazu kommen noch allerlei Persönlichkeiten anderer Art, wie die Klettenberg, die Imhoff, Göchhausen, die Familien Kalb und Wedel u. dgl. über die man auch, wie mir scheint, einen kurzen Artikel geben könnte. Wo es sich, wie bei der Klettenberg, um geistigere Dinge handelt, würde es natürlich wieder am Besten von Ihnen kommen, wo nur mehr Aeußerliches, da wird man dergl. ja aus Weimar leicht haben können. Selbst einzelne Namen, die an sich in den Kreis der fachmännischen Behandlung fallen, würden doch gewinnen, wenn Sie sich ihrer annehmen wollten, ich meine solche wie die Jagemann oder die Neumann-Euphrosyne.

Das oben angeregte Verzeichniß wird uns über alle diese Fragen am sichersten zur Klarheit verhelfen, und ich will mir die Bitte erlauben, daß Sie im Anschluß an Goedeke einmal eine solche Liste aufstellen und dabei denn zugleich (recht freigebig!) bemerken, welche Namen Sie selbst versorgen wollen, sei es, daß sie nur im Hauptartikel genannt oder abgesondert behandelt werden.

Für den Rest werde ich dann anderweitig sorgen. Es hat keine so große Eile damit, denn daß in A. und B. etwas übersehen sein sollte, ist kaum zu fürchten. Also nur um das, was in C. und D. fällt und bis zu Neujahr ausgearbeitet werden soll, würde es sich zunächst handeln.

Für den Goethe selbst haben Sie mindestens anderthalb Jahre Zeit, bis zum Druck jedenfalls noch länger, sind es soll Ihnen jede mögliche Frist gegönnt sein.

Für Ihre freundliche Beurtheilung meiner Arbeiten bin ich Ihnen dankbar, es freut mich immer zu hören, daß jemand von mir gelernt zu haben fühlt, und daß damit meine Fädchen ins große Gewebe eingeschlagen sind. Was den Neidhart [32] betrifft, so brauche ich kaum zu sagen, daß Haupt mit Recht voraussetzte, ich habe meine verkehrte Ansicht, als sei sein Spott eine Satyre auf seine ritterliche Umgebung, bei reiferer Ueberlegung aufgegeben. Wenn mir meine alte Abhandlung (es war meine Doktordissertation) zufällig einmal in die Hände kommt, ärgere ich mich immer an der altklugen Weisheit, mit der ich jene falsche Aufstellung vorgetragen habe.

Von der Ausarbeitung der Histor. Volkslieder habe ich vielerlei Ausbeute und darum auch wahre Freude

an der Arbeit gehabt. Und auch an der freundlichen Aufnahme, die das Buch gefunden hat, darf ich meine Freude haben.

Wenn Sie mir wieder schreiben, dann sagen Sie mir bitte: Sie sind doch ein Bruder meines alten Freundes J. Bernays in Bonn? Wir waren dort im Winter 1847/48 zusammen als Privatdocenten.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

v. Liliencron.

VIII. Max Müller.[33]

7. Norham Gardens. Oxford 28. Febr. 81.

Hochverehrter Herr College

Gleich nach Empfang Ihres Briefes habe ich Hrn. Dr. Francke den ihn betreffenden Inhalt desselben mitgetheilt. . . . .

Meine Studien ziehen sich mehr und mehr zusammen — contrahere vela wird beim Alter unerläßlich — und so habe ich jetzt nur selten die Gelegenheit, Ihre Aufsätze, die ich früher mit großem Genuß gelesen, aufmerksam zu verfolgen. Hier und da komme ich aber doch auf meine früheren Lieblingsstudien zu-

rück, und so war es die Hoffnung, Ihnen einen neuen Fund Goethescher Briefe mittheilen zu können, die meine Antwort auf Ihre freundlichen Zeilen bis jetzt verzögert hat. Sie wissen, daß die Briefe von Goethe an Carlyle verlegt und verloren sind. Die Correspondenz ist in Carlyle's Life of Schiller ausführlich besprochen. Mein Freund, Mr. Froude,[34] der die Papiere von Carlyle ordnet, hat nun, wenn auch nicht die Originale, so doch ziemlich correkte Abschriften einiger der Goetheschen Briefe gefunden. Sie sind sehr bedeutend, und ich hätte sie Ihnen gern mitgetheilt, die Carlyleschen Erben haben aber Schwierigkeiten gemacht, und müssen wir warten, bis die Verhältnisse besser geordnet sind.

Zu dem Briefwechsel zwischen Schiller und dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg habe ich kürzlich einige interessante Nachträge erhalten, namentlich einen Brief des Herzogs, der klar zeigt, daß Schiller in den dänischen Staatsdienst treten wollte. Hoffentlich finde ich bald einmal Zeit, diese Nachträge zu veröffentlichen Mir scheint in Deutschland jetzt recht wenig Interesse für solche Dinge.

In wahrer Verehrung

Ihr ergebenster

F. Max Müller.

IX. Friedrich Ratzel.[35]

Leipzig 15. II. 90.

Lieber, verehrter Freund!

Heute lese ich in der A. Z. die Nachricht von Deinem Ausscheiden aus bayerischen Diensten. Meine Ahnung, daß es gelingen werde und müsse, Dich zu halten, ist ein schöner Selbstbetrug gewesen. In meinen Gedanken an München werde ich also auch Dich und Dein Haus zu dem zu rechnen haben, das dort gewesen ist. Möge Dein Leben und Wirken auf dem carlsruher Boden, der sandiger, aber sonniger, fröhlich weiterblühen! Erlaube aber dem Freunde zu klagen, daß Du von dem Orte scheidest, mit dem Du in jeder Rückerinnerung verbunden warst und bleiben wirst. Daß Du dem weiten Kreise von Verehrern und Schülern, dem ich als alter Herr mich zuzähle, verloren gehst, daß das geistige Leben der süddeutschen Großstadt Deine Förderungen nicht mehr empfängt. In Carlsruhe kann ich mir Dich nur in einer stillen Straße, in einer abgeschlossenen Villa, in einem ruhigen Gelehrtenleben, in einem engen Kreise vorstellen. Ich hatte geglaubt, daß Du Deine Kreise noch viel weiter ziehen wolltest

und müssest. Vielleicht sieht aus der Höhe Deiner Weltanschauung ein Kreis wie der andere aus, ebenso wie der Weise sagt, daß man im Weltmeer und der Quelle immer nur sein Krüglein füllen könne. Als ich nach Leipzig kam, schien es mir als befördere der Gelehrten-Nomadismus das Reifen zu solchen Anschauungen, denn die berühmte Stadt kam mir stellenweise kleiner als meine Vaterstadt vor. Mögest Du und mögen die Deinen gesund sein! Wir grüßen Alle herzlich.

Unverändert Dein F. Ratzel.

X. Adolf Schöll.[36]

Mein vortrefflicher Freund!

Herzlich erfreut hat mich Ihr gestern eingegangenes Schreiben mit allen erwünschten Mittheilungen über Ihren befriedigenden Aufenthalt in Frankfurt, dem Brief des verehrungswürdigen lieben Koberstein, den ich mit Dank zurückstelle, und der Satisfaction, die Sie an meinem ehrlichen öffentlichen Wort gehabt. Dem Eindruck, den ich wünschte, hat die Verspätung weniger geschadet, als der Umstand, daß er

kein so auf das breite deutsche Publikum aufgestrichenes Organ wie die Augsburger allgemeine immer noch ist, hat finden können, während in den honetten Grenzboten von einem gewählteren Publikum doch auch die halben Köpfe, die der netten Anerkennung des Exacten und Totalwahren ebenso unfähig sind wie die gemeinen und böswilligen, mitvertreten sind. Wüßte ich das Letztere nicht ein für allemal und hätte ichs nicht längst unter das Evangelium Spinozas begriffen, daß man über die Thorheiten der Menschen sich nicht ärgern soll, sondern ihre Nothwendigkeit erkennen und die Wahrheit begreifen, so hätte mir sehr verdrießlich fallen müssen, daß in den Grenzboten hinter meinem Artikel drein ein wohlmeinender S (noch dazu S! den ein zweiter Wohlmeinender für meine Wenigkeit halten kann) aus seinem Sächsischen Briefstyl-Horizont wieder für „Trösten" im Clavigo und „Welt" in den Lehrjahren plädirt. Gewiß, er selbst hätte weder Röften noch Weste geschrieben aber auch weder einen Clavigo noch einen Wilhelm. Gerade darum ist mir in Kobersteins Brief die ausnahmslose Zustimmung zu Ihren kritischen Beispielen, die ich von jedem gesund philologischen Goethekenner erwarte, sehr angenehm zu Hilfe gekommen. Bei dieser kleinen Kirche werden Sie gewonnen Spiel be-

halten, für die breite Welt speculirt Düntzer richtiger. Je mehr Sie aber, verehrter Freund, Ihre tüchtige Arbeit mit Energie fortführen, um so mehr wird Ihnen das Corps der Unverbesserlichen zur Komödie werden. Was mich nicht immer mit Heiterkeit auf meinem Spinozischen Bekenntniß stehen läßt, ist nur das plus von Passivität zu dem meine Alterszustände mich nöthigen. Ich kann mir nicht verhehlen, daß ich in der Disponibilität meiner selbst und in der Arbeitsenergie hinter meinen Aufgaben und Wünschen zurückbleibe. Daher kann ich mir mehr Kenntniß gewinnen von Ihnen als Sie von mir sich Förderung im Speziellen versprechen. Ich wünsche deshalb nicht minder, Sie bald einmal hier sehen und sprechen zu können und werde stets an Ihren Interessen und Leistungen theilnehmen als

Ihr treu ergebener Schöll.

Weimar, 10. Mai 1867.

XI. Heinrich von Stein.[37]

Halle, 19. 12 79.

Hochverehrter Herr Professor!

Für Ihren freundlichen und ausführlichen Brief und die darin enthaltene erschöpfende Antwort unserer

Frage säumte ich vielleicht zu lange Ihnen herzlich zu danken. Ihre Darstellung der Sache dürfte sich wohl auch in dem Nebenpunkt bewähren, daß „hangen“ der Beethovenschen Composition entstammt, in deren ältester Ausgabe es sich findet.

Augenblicklich zum Vaterhause zurückgekehrt, Weihnachten daselbst zu feiern, gedenke ich doch schon mit freudiger Hoffnung des Aufenthaltes am Golf; wohl darf ich mich darauf freuen, den in letzter Zeit so leidenden Meister sich wieder erfrischen zu sehen, und, in seiner Umgebung, an meinem Theile philosophischer Studien von guter Art zu pflegen.

Mit ehrerbietigem Gruße

Heinrich Frhr. von Stein.

Halle, 12. Oktober 1884.

Hochverehrter Herr Professor,

Mein kurzer Münchener Aufenthalt bleibt mir eine schöne Erinnerung, vor allem auch durch die freundliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden. Ein paar Blätter Exzerpte halten mir einen werthvollen Theil jenes Aufenthaltes stets gegenwärtig, und während ihr Inhalt mich belehrt, ruft mir die Form ihrer Aufzeichnung angenehme Stunden in's Gedächtniß zurück.

Auf meiner weiteren Reise ist es mir auch sonst wohl gelungen, meine Quellennachforschungen durch freundliche Eindrücke zu beleben. In Zürich war mir Bodmer durch biographische und novellistische Erinnerungen, vor allem aber durch die Porträts im Künstlerhause lebendig geworden, als ich dann den Spuren des einflußreichen Mannes auf der Stadtbibliothek nachging. Genf wiederum ist französisch genug, um den — auf der dortigen Bibliothek gut vertretenen — französischen Aesthetikern einen gleichartigen Hintergrund zu verleihen; aber besonders erscheint eine Uebergangserscheinung wie der Lausanner Crousaz dort in ihrer richtigen Umgebung.

In Berlin wollte ich demnächst daran denken, meiner Arbeit über Descartes und Boileau einen Platz in einer Zeitschrift auszumachen. Vorerst nun aber habe ich mir das von Ihnen mir genannte Buch über Descartes' Einfluß zu verschaffen. Ich hatte mir den Titel aus dem Gedächtniß notirt, dabei muß ein Irrthum mit untergelaufen sein, denn ich habe bisher nicht nur die hiesige, sondern auch die Göttinger Bibliothek vergeblich darum ersucht. Ebenfalls vergeblich habe ich einige hier in Betracht kommende Zeitschriften durchblättert, und weiß mir nun nicht anders zu

helfen, als indem ich Ihre Güte in Anspruch nehme und um wiederholte Angabe des Titels des fraglichen Buches bitte.

Möchten Sie mein Anliegen nicht unbescheiden finden. Für Ihre Beihilfe glaube ich nur durch möglichst förderliche Benutzung und Weiterarbeit entsprechend danken zu können, und um Abstattung dieses Dankes werde ich mich gewissenhaft bemühen.

Ehrfurchtsvoll grüßend

Dr. Heinrich v. Stein.

Hochgeehrter Herr,

Sie werden in diesen Tagen von der Cottaschen Buchhandlung mein Buch „Entstehung der Aesthetik" zugesandt erhalten haben. Ich bitte Sie, es als ein Zeichen meiner Ehrerbietung und zugleich des Dankes für Ihre wiederholte gütige Aufnahme freundlich entgegen zu nehmen.

Da Sie Gegenstände bearbeitet haben und bearbeiten, welche sich ganz nahe mit dem von mir behandelten berühren, muß es von besonderem Werthe für mich sein, für den prinzipiellen Hauptgedanken Ihre Beistimmung zu finden. Die Entwicklung vom classischen Geiste — durch den Naturalismus — zum

Idealen hin, diese möchte ich nachgewiesen und durch diesen Nachweis einen Beitrag zur Erforschung der Seelengeschichte der Menschheit geliefert haben. Während ich, in den Jahren der Vorarbeit, den Stoff ohne jede Vorwegnahme kennen zu lernen versuchte, zeigte er mir allmählich und von selbst diese dreifache Gliederung, sie zur Darstellung gebracht zu haben würde der Ertrag, das Ergebniß der stofflichen détail-Arbeit sein.

Würden Sie, verehrter Herr, mir etwas darüber zu sagen haben, ob Sie dieses Ziel erreicht finden, so würden Sie mich dadurch zu Dank verflichten.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Dr. Heinrich v. Stein
Privatdozent.

Berlin 22 October 1886
N. W. Dorotheenstraße 12 II.

Berlin 11. November 1886.

Hochgeehrter Herr Professor,

Ich danke Ihnen herzlich für die gütigen Worte, welche Sie von Baden aus an mich gerichtet haben. Sie fragen nach meinem ferneren Erfolge an der Universität, über welchen ich vor einigen Wochen in

freudigerer Stimmung berichtet haben würde als eben jetzt. Nicht nur hat mir der Sommer wieder den gleich starken Besuch meiner ästhetischen Vorlesungen gebracht, sondern er hat mir auch im Einzelnen erfreuliche Erfahrungen über das Fortwirken des von mir Mitgetheilten und gesteigerte Theilnahme an meinen Hauptgedanken gebracht. So freute es mich, daß mehrere Zuhörer meine Vorlesung über Goethe und Schiller zum zweiten Mal hörten und mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgten. Ein mir ganz besonders wohl bekannter Zuhörer gewann im August den philosophischen Preis der Facultät. Von einem erhielt ich aus der Ferne sympathische Kundgebungen über sein geistiges Weiterleben. — Eine so gute Generation von Zuhörern muß ich mir nun wieder aufs Neue erringen, und da empfinde ich es als Erschwerung, daß Aesthetik im Lehrplan der Universität nicht die Stellung hat, die ihr als einem wichtigen Bildungsmittel des Gemüthes und des Verstandes zukommen würde. Es ist, wie die Sachen stehen, fast ein Zufall, wenn ein Student zu einem Kolleg über ernsthaft durchgeführte Kunst-Philosophie den Weg findet. „Den Zufall bändige zum Glück“ heißt es da, und ganz gewiß hat mir der akademische Beruf, mehr noch durch die vorhin angedeuteten Er-

fahrungen, als durch den demonstrativen Erfolg einzelner Vorlesungen, schon jetzt hier und da eine Spende wirklichen Glücks gespendet. Mit meinen ferneren Studien über die großen Phänomene des Gemüths beschäftigt, bin ich nun für den Augenblick doch auch gespannt, ob mein Buch jener ernsthaften künstlerischen Aesthetik nützen und Freunde gewinnen wird.

Ehrfurchtsvoll grüßend

Dr. Heinrich von Stein.

XII. Heinrich von Sybel.[38]

Berlin 17. Mai 1883.

Welch eine erfreuliche Nachricht, lieber Freund, die ich heute von Ihnen empfange; ich darf wohl voraussetzen, daß die werthe vermehrte Familie sich wohl befindet und demnach frohen Glückwunsch Ihrer verehrten Frau und Ihnen darbringen. Daß Sie mich nun noch weiter erfreuen und ehren durch das Anerbieten gevatterschaftlicher Verwandtschaft, macht mir das Ereignis doppelt schön. Je älter man wird, desto einsamer wird man in der Welt, denn an Einbußen fehlt es nie, und der Ersatz durch neue vertraute Beziehungen wird immer seltener. Um so erquicklicher

ist es dann, treuem Festbleiben alter Freundschaft zu begegnen, meine Frau und ich, wie gerne denken wir an die reichen Genüsse zurück, die Sie uns vor 20 Jahren in dem damals aesthetisch todten Bonn bereiteten, und immer am Reichsten und Besten, wenn wir ganz unter uns waren, bereiteten, und wie freue ich mich, daß auch Ihnen an jene Stunden ein gutes Angedenken geblieben ist.

Mit besten Wünschen für die bevorstehende Feier und in der Hoffnung, im Herbste Sie wiederzusehn und die persönliche Bekanntschaft meines Pathchens zu machen

von Herzen der Ihrige

Sybel.

XIII. Heinrich von Treitschke.[39]

Berlin, Linkstr. 10. 14./7. 66.

Sehr geehrter Herr,

Hoffentlich entsinnen Sie Sich meiner noch von den Bonner und Heidelberger Tagen her. Ich habe mich damals in Ihren Shakespeare-Vorlesungen durch einen beklagenswerthen Mangel an Ernst und Pietät ausgezeichnet. Aber der Verstand kommt mit den

Jahren. Heute zähle ich zu den eifrigen Lesern alles dessen, was Sie über ästhetische Dinge schreiben, namentlich Ihre Arbeit über Hebbels Demetrius hat mich sehr angezogen. Halten Sie das nicht für eine captatio benevolentiae, Sie wissen vielleicht noch von Heidelberg her, daß ich frei bin von der Höflichkeit, dem Nationallaster meiner königlich sächsischen Heimath, die nunmehr hoffentlich aufgehört hat zu existiren. Doch allerdings komme ich Ihnen heute mit einer Bitte.

Ich habe provisorisch die Redaction der Preuß. Jahrb. übernommen, solange Wehrenpfennig von den Fäusten der Strohbaiern bedroht ist, und finde in W's Mitarbeiterliste die Notiz, daß Sie uns für Anfang Juli eine Goethe-Wolffsche Correspondenz mit Einleitung versprochen haben. Sie würden Reimer und mich sowie unsre Leser zu großem Danke verpflichten, wenn Sie dies Versprechen bald erfüllten. In diesen wilden großen Tagen haben nur Wenige Stimmung und Muße für wissenschaftliche Arbeiten; die Beiträge gehen sehr spärlich ein. Der literarisch-aesthetische Theil ist schon seit Langem die schwache Seite der Jahrbücher. Ich wünsche sehr diesen Uebelstand zu heben; aber Sie wissen ja, welch ein trostlos ein-

fältiges Volk die Meisten unserer Aesthetiker und Literarhistoriker sind. Ich selbst, der ich, wo nicht Beruf, so doch Neigung für aesthetische Arbeiten habe, werde augenblicklich ganz und gar von der Politik in Anspruch genommen. Wollen Sie uns also nicht zu Hilfe kommen? Die Jahrbücher sind noch immer das einzige deutsche Blatt, welches sich, wenn auch nur ganz von ferne, den englischen und französischen Revuen vergleichen darf, und sie verdienen schon darum Unterstützung. Wenn Sie, außer jener versprochenen Arbeit, noch Zeit und Lust für andere literarische Arbeiten fänden (etwa über Auerbachs neuesten Roman oder über ein Thema aus der von den Jahrbb. schmählich vernachlässigten englischen Literaturgeschichte), so wäre das hoch willkommen.

Sie werden mit mir dem Schicksal danken, das uns diese reichen Tage erleben ließ; es bleibt trotz alledem eine Freude, diesem glorreichen Staate anzugehören.

Mit aufrichtiger Hochachtung

H. v. Treitschke.

Anmerkungen.

I. Briefe von Michael Bernays.

1. Hermann Uhde (1845—1879) hatte sich schon in jungen Jahren einen ehrenvollen Namen in der Forschung zur Geschichte des deutschen Theaters erworben. Ein schweres Lungenleiden machte es ihm unmöglich, in Deutschland zu bleiben. Seit 1876 verbrachte er bis zum letzten Atemzug schriftstellerisch tätig, den Winter in Montreux, den Sommer auf einer kleinen Besitzung am Vierwaldstätter See. Von hier aus unterhielt Uhde, bald eigenhändig, bald mit Hilfe seiner Gattin, lebhafte schriftliche Beziehungen mit geistig Gleichgesinnten. Zu diesem Kreise gehörte seit 1876 auch Michael Bernays. Übereinstimmung in wichtigen Fachfragen nicht nur, sondern besonders in politischer Gesinnung und in künstlerischen Dingen führten zunächst zu einem lebhaften Briefwechsel, und nachdem Bernays zum Zweck der persönlichen Bekanntschaft in die Schweiz gereist war, zu einer seltenen treuen Freundschaft, die nach dem Tode Uhdes für Bernays die Veranlassung wurde, des dahingeschiedenen Freundes mit erhebender Treue in einem umfangreichen Nachruf zu gedenken.

2. Frau von Thiersch († 1879), die Witwe des Philologen

F. Thiersch. Bernays hat viel in ihrem Hause verkehrt und bedauerte stets, daß von ihr, die aus einer alten Münchener Familie stammte, keine Memoiren vorhanden seien.

3. Vgl. Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Berlin 1899. Bd. IV. S. 383.

4. Vgl. Geiger, Salomon Hirzel und Michael Bernays Goethe-Jahrbuch 1900. S. 194 ff.

5. Vgl. Bernays, Schriften, a. a. O. Bd. IV. S. 359.

6. Hofkapellmeister Franz Wüllner wurde 1877 von München nach Dresden berufen. Vgl. S. 17.

7. Die Ansprache Kaiser Wilhelms I. an seinen Enkel, den jetzigen Kaiser, bei dessen Eintritt in die Armee 9. Februar 1877.

8. Über die bedeutsame und eifrige Tätigkeit, welche Bernays für die Werke Wagners entwickelte, werden die im Sommer 1907 in den Süddeutschen Monatsheften erscheinenden Briefe von Bernays an Levi und Wolzogen berichten. Der hier erwähnte Artikel ist „Das Festspiel in Bayreuth und seine Rezensenten". Blätter für litter. Unterhaltung 1877. 28.—30. Juli. Dieser Aufsatz trug auf Grund gemeinsamer Abmachung den Autornamen Uhdes, während er tatsächlich von Bernays verfaßt war.

9. Bürgermeister von Bayreuth Ritter von Muncker, der Vater von Bernays' Schüler und Nachfolger Professor Franz Muncker.

10. Vgl. den Aufsatz von Bernays „Die Schule für Musik und Drama in Bayreuth" im Sammler N. 132. 3. Nov. 1877.

11. Auf Wunsch Hofkapellmeister Levis studierte Bernays mit den Darstellerinnen der Rheintöchter und Nornen den sprachlichen Teil ihrer Rollen.

12. Die Attentate auf den Kaiser von Hödel und Nobiling am 11. Mai und 2. Juni 1878.

13. Vgl. Schriften a. a. O. Bd. IV. S. 380.

14. Conrad Fiedler (1841—1895). Vgl. S. 80. 81.

15. Die Photographie Dantes nach dem Bilde von Giotto, eine Weihnachtsgabe des Uhdeschen Ehepaares.

16. Eines der 12 Büttenexemplare von Uhdes „Das Stadttheater in Hamburg." Stuttgart 1879. Die Sätze auf S. 404 entstammen dem in Anm. 8 erwähnten Aufsatz über das Festspiel in Bayreuth.

17. Vgl. den Aufsatz Macaulays über Lord Bacon vom Jahre 1837. Die Stelle lautet vollständig: With the dead there is no rivalry. Plato is never sullen. Cervantes is never petulant. Dante never stays too long. No difference of political opinion can alienate Cicero.

18. Am 27. Mai 1879 war Uhde seinem Leiden erlegen.

19. Wilhelm Hemsen, seit dem Aufenthalt von Bernays in Bonn mit ihm befreundet. Er war Sekretär des Kunstvereins in Köln, später Privatbibliothekar des Königs von Württemberg. Er starb 1885.

20. Oberconsistorialrat Rudolph Ehlers in Frankfurt, ein Mitschüler Bernays' am Hamburger Johanneum.

21. Über Brahms schreibt Bernays ein anderes Mal an Erich Schmidt: „Von Brahms kenne ich genau seine früheren Werke, in denen die schöpferische Empfindung gleichberechtigt neben der kunstreichen Erfindung steht, dort erhebt sich auch oft genug der Genius zu fessellosem Aufschwung. In seine neuen Arbeiten sich einzuleben, wird mir leider zu wenig lockende Gelegenheit geboten. Kaum in irgend einer anderen größeren Stadt mag Brahms so viele Gegner und Mißächter zählen wie hier, und — was anderswo gewiß nur selten eintrifft — gerade diejenigen verwerfen ihn, die auch gegen Wagner wuthgerüstet laut oder im Stillen kämpfen. Mir war Brahms' Persönlichkeit immer ein ausgiebiger Commentar zu seinen Werken; wie und ob er sich während seines Wiener Aufenthalts unter den capuanischen Einflüssen des dortigen Lebens

umgewandelt, vermag ich freilich nicht zu ermessen. Im Sommer 60 lebte er mit Joachim in Bonn, damals war der Genius im wunderbar mächtigen Aufblühen, man glaubte wahrnehmen zu können, wie von Tag zu Tag die Kraft sich immer kühner entfaltete. Sein geistiges Interesse war schon um jene Zeit keineswegs auf seine Kunst beschränkt. Mit ruhig eindringendem Blick schaute er auf Menschen und Dinge. Ich habe sein Urtheil auch in Sachen des realen Lebens immer als sehr probehaltig erfunden. Eine schöne Mißachtung dessen, was gemeiniglich als genial gilt, zeichnete ihn schon in frühen Jahren aus. Aber wie wahrhaft genial erwies er sich, wenn er eigene oder fremde ihm eigen gewordene Werke vor uns erstehen ließ, oder mit scharf deutendem Wort ihr Wesen bezeichnete. Mein tieferes Verständniß der Schubert-schen Lyrik verdanke ich seinen lebensvollen Belehrungen. Noch immer erinnere ich mich sonniger Nachmittagsstunden, in denen er mir das lyrisch-dramatische Leben der „jungen Nonne" begeistert erschloß. Übrigens gehöre ich zu denen, die sich mit vertrauensvoller Verehrung zu ihm bekannten, als die Masse des Publikums ihm nur abweisenden Hohn zeigte und nur eine kleine erlesene Schar an ihn glauben mochte."

22. „Iphigenie an der taurischen Küste" von Anselm Feuerbach in Rom. Im Morgenblatt 1862, 26. November.

23. Über die Absicht von Bernays, ein umfassendes Werk über Homer zu schreiben, vgl. den Brief an Treitschke S. 120.

24. Homers Odyssee von Joh. H. Voß. Abdruck der ersten Ausgabe von 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart 1881.

25. Jakob Baechtold (1848—1897), Professor der deutschen Litteraturgeschichte an den Universitäten Basel und Zürich. Verfasser der „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz". Frauenfeld 1887. 1892. Er stand mit Bernays

in ständigem Briefwechsel. 1882 widmete er Bernays seine Ausgabe des „Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt".

26. Baechtold hatte 1883 einen Bruder und 6 Wochen später seine Mutter verloren.

27. Erich Schmidt, Lessing Bd. I. Berlin 1884.

28. Otto Gildemeister (1823—1902), Übersetzer des Ariost, Shakespeare, Byron und Dante, Senator und Bürgermeister der Stadt Bremen, die er auch als Bevollmächtigter beim Bundesrat 1871 vertrat. Gildemeister und seine Frau Felicie hatten Bernays, als er zu Vorträgen in Bremen weilte, auf das freundschaftlichste aufgenommen.

29. Luise Laistner, die Witwe Ludwig Laistners (1845—1896). Laistner war protestantischer Geistlicher, nahm dann seine Entlassung und lebte als Privatgelehrter in München, bis er als literarischer Beirat an die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart berufen wurde. Er gab zusammen mit Heyse 1884—1888 den deutschen Novellenschatz heraus. Vgl. Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. S. 321 ff. — Dieser Brief von Bernays hat sein Ziel nicht erreicht, da Frau Laistner ihrem Gatten freiwillig im Tode nachgefolgt war. Bernays hatte die Absicht, ihn als Nekrolog drucken zu lassen.

30. Joseph Lewinsky, (1835—1907) k. k. Hofburgschauspieler und Regisseur in Wien. In Wien hatte Bernays im Frühjahr 1880 Vorträge im Goethe-Verein gehalten und bei dieser Gelegenheit Lewinsky kennen gelernt. 1881 gab dieser Gastspiele in München, und seitdem blieb das freundschaftliche Verhältnis in unverminderter Herzlichkeit bestehen. Bernays schreibt über ihn an R. von Liliencron am 17. Juli 1881: „Vor kurzem hatten wir Lewinsky hier. Er zeigte sich auf unsern Bretern unter den ungünstigsten Umständen. Seine gründlich einfache Art der Menschendarstellung konnte in den drei Rollen, die man allein ihm vergönnt hatte, unmöglich auf diejenigen überzeugend wirken, die nun schon gewöhnt sind, in Ueberladung

Naturwahrheit und in gefirnißter Manier echte Kunst zu erblicken. Seine vornehm schlichte Kunst ward nur von wenigen gewürdigt und begriffen. Nur an einigen Stellen (z. B. im fünften Act der Räuber) überwältigte die innere Wahrheit seines Spiels auch die Masse. Ich erfreute mich vor allem des trefflichen Menschen, der während meines Wiener Aufenthalts mir näher getreten war. Er verbrachte jede freie Stunde in meinem Hause. Er ist unter allen Schauspielern, die ich kenne, der einzige, der sein Menschenthum vom Bühnentreiben unberührt erhalten hat."

31. Rede auf Scheffel bei der Enthüllung des Karlsruher Denkmals am 19. November 1892, veröffentlicht in Bettelheims biographischen Blättern Bd. I. Heft 1. 1895.

32. Rochus von Liliencron, Stiftpropst in Schleswig, der Herausgeber der allgemeinen deutschen Biographie.

33. Die Aufforderung, den Artikel „Goethe" für die a. d. B. zu übernehmen. Vgl. S. 184.

34. Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. — 16. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. Leipzig, 1866 ff.

35. Heinrich von Stein (1857—1887), Philolog und Aesthetiker, Privatdozent an den Universitäten Halle und Berlin, vorher Hauslehrer in Wahnfried.

36. Heinrich von Treitschke (1834—1896). Professor der Geschichte an der Universität Berlin. Er gehörte zu den näheren Freunden von Bernays aus dessen Heidelberger Studienzeit (1853—56). Vgl. S. 201. Bernays verehrte Treitschke außerordentlich. Bei seinem Tode schrieb er an Erich Schmidt: „Der Empfindung, die Treitschkes Tod mir erweckte, kann ich noch immer nicht Herr werden. Es ist die Empfindung eines einschneidenden Schmerzes, einer schwer zu beschwichtigenden Trauer. Man könnte verzweifelnd wähnen, ein herbes Geschick mißgönnte uns einen großen Historiker, in

dem zugleich ein herrlicher Mehrer des Reichs unserer Litteratur entstanden. Was uns mit ihm entschwindet, läßt sich noch kaum ermessen. Er allein war vermögend, aus der Geschichte unserer nationalen Wiedergeburt ein Kunstwerk zu bilden, durch dessen Betrachtung das jetzige Geschlecht wie das künftige sich ermahnt und ermuthigt fühlen mußte. Ach, unsere nationale Wiedergeburt. Ist sie denn wirklich erfolgt? Der prophetisch begeisterte Verkündiger vaterländischer Sinnesweise wird uns gerade in dem Augenblick entrissen, da jene Frage uns schmerzlich bedrängt. Jede Sitzung des Reichstags muß uns zu einem peinigenden Schamgefühl stimmen, und in Bayern rühren und tummeln sich die alten Schürer des Verderbens und sehnen sich offenkundig nach den Tagen alter Schmach zurück."

37. Bernays, Über Geschichte und Kritik des Goetheschen Textes. Berlin 1866.

38. Vgl. S. 84 und Anm. 23 u. 24.

II. Briefe an Michael Bernays.

1. Ignaz von Döllinger (1799–1890), der berühmte Altkatholik. Antwort auf die Anzeige der Geburt von Bernays' Sohne.

2. Henriette Feuerbach (1812—1892), Wittwe des Professors Feuerbach in Freiburg und Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach. Bernays hatte als junger Student in Heidelberg 1854—1856 viel bei ihr verkehrt und sie bei der Herausgabe der 2. Auflage des „vatikanischen Apoll" ihres Gatten unterstützt. Vgl. Neue Rundschau Jahrg. 1906, Heft 7.

3. Anselm Feuerbach (1798—1851).

4. J. W. Schirmer (1807—1863), Landschaftsmaler und Professor an der Kunstschule in Karlsruhe.

5. Die Stieftochter Frau Feuerbachs, Emilie, † 1873.

6. Die Gattin des klassischen Philologen F. Ritschl (1806—1876). Nach bestandenem Doktorexamen war Bernays im Sommer 1856 nach Bonn übergesiedelt.

7. Oeser, Geschichte der Poesie. 2. Aufl. 1854.

8. Edmund Montgomery, Bernays' bester Jugendfreund, der mit ihm in Heidelberg studierte. Er ging 1871 nach Texas und schrieb von dort bei Bernays' Tode: „Je älter man wird, je durchgehender man das „allgemeine Walten" geprüft hat, desto überwältigender wächst die Empfindung, daß Freundschaft und Liebe als das einzig Befriedigende in dem meist enttäuschenden Wirrsal des Lebens verbleibt . . . . Es war im Schönen, Edlen und Guten, daß Bernays und ich in der erblühenden Jugendzeit uns zusammenfanden. Auf allen unseren Wegen fühlten wir ahnungsvoll schauernd die Gegenwart der idealverwirklichenden Macht. Wie oft vom Heidelberger Schloß hat in schweigender Andacht durch Wolkenpracht uns der Scheidesonne letzter Strahl entzückt! Wie oft in Bonn die volle Romantik des alten Rheins! Zu anderen Zeiten jubelten wir lyrisch bewegt in Goetheschen Liedern dem schöpferischen Drang der Natur entgegen. Aber keineswegs übergaben wir uns mystisch weicher Schwärmerei . . . . . Mit den erzumschirmten Achäern und den kühnen Recken der Nibelungen kämpften wir wildbegeistert heroische Schlachten . . . So stimmungsvoll ist mir nach mehr als vierzig Jahren unser Verkehr in Erinnerung geblieben."

9. Vischer, zwei Reisen nach Griechenland, 1853/54.

10. „Willst du Weihrauchs Geruch erregen, feurige Kohlen mußt unterlegen." Goethe, Sprüche in Reimen.

11. Georg Webers (1808—1888) allgemeine Weltgeschichte.

12. Hieraus ergibt sich, daß die griechischen Verse von Frau Feuerbach selbst stammen.

13. Kurz vorher schreibt Frau Feuerbach „da es doch

ein großer Luxus ist einen Salon für zwei Personen zu heizen, ist dies nun eins der vielen Opfer für die niemand Rechnung trägt und um die man seinen Kummer selbst den Nächsten verschweigen muß, um nicht lächerlich gefunden zu werden.

14. Jahn, Mozart, Leipzig 1856.

15. Dusch, Alexander von (1789—1876), badischer Staatsminister.

16. G. G. Gervinus (1805—1871), Professor der Geschichte in Heidelberg. Er zeigte sich stets besonders freundlich gegen Bernays, dem er auch die Bekanntschaft mit Jacob Grimm verschaffte.

17. Die Frau des Philosophen Ludwig Feuerbach (1804 — 1872).

18. Robert von Bunsen, Professor der Chemie (1811—1899).

19. „Dante und die Frauen", jetzt im Besitz der Karlsruher Gallerie.

20. Bernhard Stark (1824—1878), Professor der Kunstgeschichte.

21. Hemsen, s. S. 72.

22. Verlagsbuchhändler F. Brandstetter in Leipzig.

23. Vgl. S. 55.

24. Vgl. S. 17 und Anmerkung.

25. K. Hillebrand (1829—1884), Philolog und Kritiker in Florenz, vermittelte die Übersetzung von Bernays' Goethe für die nuova rivista internazionale da Giusti ect. Nr. 1. Firenze 1880. S. 1 ff. Vgl. S. 80.

26. Vgl. S. 93.

27. Diese Verse beziehen sich auf eine scherzhafte Controverse zwischen Bernays und Heyse, ob es adlig oder adlich heißen müsse. Im Heyseschen Wörterbuch steht g, bei Grimm

ch. Der Verfasser des Wörterbuchs ist des Dichters Großvater.

28. Wordsworth, poems. Chosen an edited by Matthew Arnold. London 1882.

29. Bernays schreibt im Herbst 1889: „Meine Propaganda für Wordsworth nimmt einen schreckenerregenden Charakter an. Nun schreibt mir auch Heyse aus Miesbach, ich möchte ihm eins meiner Exemplare schicken. Und Du weißt ja, ich bin sonst durchaus kein Proselytenmacher. Ich überlasse es einem jeden, seinen Heiligen und seine Geliebte sich selbst zu wählen." Und einige Zeit später: „Heyse schrieb einen langen Brief über Wordsworth. Er äußert sich ganz so, wie ich erwartet. Das Schreiben ist ein wahres Zeugnis für seinen Geist und seine Geistesrichtung."

30. Vgl. S. 105.

31. Vgl. S. 110.

32. Liliencron, Über Neidharts höfische Dorfpoesie in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum. Jahrg. 1848. Leipzig 1848.

33. Max Müller (1823—1900) Orientalist und Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften in Oxford.

34. Froude, J. A. (1818—1894), der Historiker.

35. Friedrich Ratzel (1844—1905), Professor der Geographie in München und Leipzig.

36. Adolph Schöll (1805—1882), Archäologe, Oberbibliothekar in Weimar. Er hatte auf einen Angriff Heinrich Düntzers in der Beilage zur allgemeinen Zeitung 1866 Nr. 359 und 360, den dieser gegen die eben erschienene Schrift von Bernays „Zur Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes" gerichtet hatte, geantwortet (Grenzboten 1867 S. 106 ff.)

37. Vgl. S. 113 ff.

38. Sybel, Heinrich von, s. S. 79. Bernays hatte ihn gebeten, bei seiner Tochter Patenstelle zu übernehmen.

39. f. S. 118. Ein zweiter Brief von Treitschke an Bernays wurde leider nicht zur Veröffentlichung freigegeben. Er enthält die sehr bemerkenswerte Stelle über die von Bernays besorgte Herausgabe der Schlegel-Tieckschen Übersetzung Shakespeares: „Warum begnügt man sich nicht damit, einige offenbare Schnitzer aus dem Schlegel und Baudissin zu streichen und das andere, *das doch nicht übertroffen wird*, in Ruhe zu lassen?“

Register.

Druck von Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Einladung zur Subskription auf die
neue wohlfeile Ausgabe

von

Michael Bernays
Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte.

4 Bände, elegant geheftet, à **M. 3.—**,

elegant gebunden à **M. 4.25.**

Es war Bernays, dem berühmten Mitbegründer der deutschen Literaturgeschichte als Wissenschaft, nicht vergönnt, die von ihm auf 4 Bände berechnete Sammlung seiner Schriften selbst zu vollenden. Nur den ersten Band konnte er selbst herausgeben; den zweiten hatte er vorbereitet, als ihn am 25. Februar 1897 in Karlsruhe der Tod ereilte. Sein Freund Erich Schmidt vollendete die Herausgabe des zweiten Bandes, und in zwei weiteren Bänden veröffentlichte Georg Witkowski pietätvoll den literarischen Nachlaß seines Lehrers. So ist ein großes Stück des Lebenswerkes von Bernays, der wie kein anderer die Weltliteratur aller Zeiten beherrschte, auch der Nachwelt als köstlicher, unveräußerlicher Schatz überliefert worden. Alles, was Bernays gewesen ist, offenbart sich in seinen „Gesammelten Schriften“: Der große Gelehrte, der glänzende Stilist, der begeisternde Lehrer und der hinreißende Redner. Und so wird er auch auf die Nachwelt lange anregend und befruchtend wirken.

Mit der neuen Subskription, die wir auf Bernays Schriften hiermit eröffnen, räumen wir ein Hindernis fort, das der verdienten Verbreitung der Aufsätze in die weitesten Kreise

im Wege stand. **Wir haben den Preis pro Band von Mk. 9.— auf Mk. 3.— herabgesetzt. Die Bände können auf einmal oder in ein= bis zweimonatlichen Zwischenräumen bezogen werden. Die Subskription kann jederzeit beginnen.**

Berlin W. 35.

B. Behr's Verlag.

Inhalt der 4 Bände.

Erster Band.

I. Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe. 1. Die erste Aufführung des Mahomet. 2. Varnhagens Briefe. Beziehungen Goethes zu Walter Scott. II. Der französische und der deutsche Mahomet. II. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. IV. Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg.

Zweiter Band.

Porträt Bernays' in Lichtdruck. — Vorwort von Erich Schmidt. — I. Die deutsche Literatur in der Schweiz. II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig. III. Über ein Goethesches Motto. IV. Goethe, Maturin, Wolfe. V. Ein unpatriotischer Vers Goethes. VI. Friedrich Schlegel und die Xenien. VII. Caroline. VIII. Zur Kenntnis Jacob Grimms.

Dritter Band.

Porträt Bernays' von Lenbach. — Vorrede. — I. Zu Shakespeare: Shakespeare ein katholischer Dichter. Nikolaus Delius' Ausgabe der Shakespeareschen Werke. Shakespeare als Kenner des Wahnsinns. Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare. II. Zur klassischen Zeit der deutschen Literatur: Emilia Galotti. — Lessing. — Triumvirn in Goethes römischen Elegien. — Zimmermanns „Merck“, ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik. — Zu Burkhardts klassischen Findlingen. — Schillers Malteser. — Ein alter Aufsatz Friedrich Schlegels. III. Charakteristiken: J. W. Loebell. — F. G. Welcker. — Uhland. — Scheffel.

Vierter Band.

I. Zum deutschen Drama und Theater: Friedrich Haase. — Friederike Großmann. — Zum Hebbelschen Demetrius. — Über Heinrich Kruses Wullenweber. Holteis letzter Komödiant. — Schiller auf dem Münchener Hoftheater. II Zur neuesten Literatur (behandeln unter anderen Geibel, Lingg, Möricke, Byron v. Gildemeister, Immermann, Grimmelshausen, Jakob Grimm, Auerbach, Freytag). III. Zur Lehre von den Citaten und Noten (behandelt u. a. Gervinus, Taine, Hume, Goethes Ephemeriden, Gibbon). IV. Ungedrucktes: Zur Methode der Literaturgeschichte. — Über W. v. Humboldt, Ästhetische Versuche. – Hermann und Dorothea. — Goethes Briefwechsel mit Humboldts. — Briefwechsel Schillers und Cottas. V. Einzelnes: Sainte-Beuve — Tasso — Wallenstein — Hermannsschlacht — Der Meeres und der Liebe Wellen — Dante, Shakespeare, Milton.

Auszug aus Besprechungen.

Allgemeine Zeitung. „Mit freudigem Dank begrüßen wir die Fortsetzung der Sammlung von Bernays Schriften" . . .

Blätter f. litter. Unterhaltung . . . Man wird vielleicht mit B. darüber rechten können, ob der Weg seiner Untersuchungen nicht hin und wieder allzu umständlich dargelegt ist, auf jeden Fall wird man den Reichtum der Gedanken, die umfassende Kenntnis und die großartige Beherrschung der modernen Literaturen anerkennen müssen.

Litterarisches Echo . . . Wer sich je der Führung von B. anvertraut hat, der erinnert sich, wie sicher er durch Jahrhunderte und Jahrtausende geleitet worden ist und gibt sich diesem beruhigenden Genuß gern aufs neue hin; hier aber, in den beiden posthumen Bänden, wird er mit Erstaunen gewahr, daß jene gefestigte Sicherheit, die B. auszeichnete, nicht erst das Resultat der reiferen Jahre ist . . .

Frankfurter Hochstiftsberichte . . . Die beispiellose Fülle des Wissens auf allen Gebieten deutscher und fremder, alter und neuer Literatur, der sorgfältig gewählte, breit austönende Redefluß, die hingebende Verehrung an das Große, wo immer es sich findet, geben dieser Sammlung ihren vollen, man möchte fast sagen, unvergleichlichen Wert . . .

Frankfurter Zeitung . . . Dabei scheint er nichts vorauszusetzen. Der gebildete Leser, selbst wenn er nicht Fachmann ist, folgt, sobald er überhaupt literargeschichtliches Interesse hat, diesen lichtvollen Darlegungen, die ihn gleichsam spielend über Schwierigkeiten hinweg von Gebiet zu Gebiet gleiten lassen, mit wohligem Vergnügen. Besonders köstlich aber ist die Lektüre für den literarischen Feinschmecker . . .

Germania . . . Wir können aus dem reichen Inhalt, in dem Gedankentiefe mit Schönheit der Form gepaart ist, nur Einzelnes hervorheben.

Hamburger Korrespondent. Genug, der Band bietet eine Fülle feinster Einzelbemerkungen; aber ein nicht minder hoher Wert wohnt ihm als geschlossener Einheit inne. Einheitlich ist zunächst schon der Stil des Werkes: eine gleichmäßige Weihe lagert über der Darstellung und hebt von vornherein die Gegenstände in eine höhere Sphäre. Aus einem Guß ist aber auch die innere Komposition der vier umfangreichen Abhandlungen; so oft der majestätische Strom dieser Prosa auf Seitenpfade eingeht, immer führen sie mit meisterhafter Gewandtheit zu dem Hauptarm zurück . . .

Preuß. Jahrbücher ... Auch dieser vierte Band verdient das uneingeschränkte Lob, das den früheren zu teil ward.

Kölnische Zeitung ... Auch in diesen kleineren Schriften bewundern wir B.s umfassende Gelehrsamkeit und seinen Spürsinn, seine Kunst, das Wesen eines Dichterwerks zu veranschaulichen, seinen psychologischen Tiefblick und die lebhafte geistreiche Art seiner Darstellung.

Allgem. Litteraturblatt ... Jedenfalls wird die nunmehr vollendete Ausgabe der „Schriften" dazu beitragen, daß sein Name der Nachwelt in dankerfülltem Gedächtnis bleibt.

Musée Belge ... La science la plus solide jointe à l'agrément du style caractérisent tout ce qui est sorti de la plume de B. Ses Schriften sont un des ouvrages capitaux de la critique littéraire de notre temps.

Nationalzeitung ... alle Vorzüge des feinsinnigen Gelehrten und verdienstvollen Forschers: umfassende Gelehrsamkeit, strenge methodische Forschung, glänzende Darstellungskunst ...

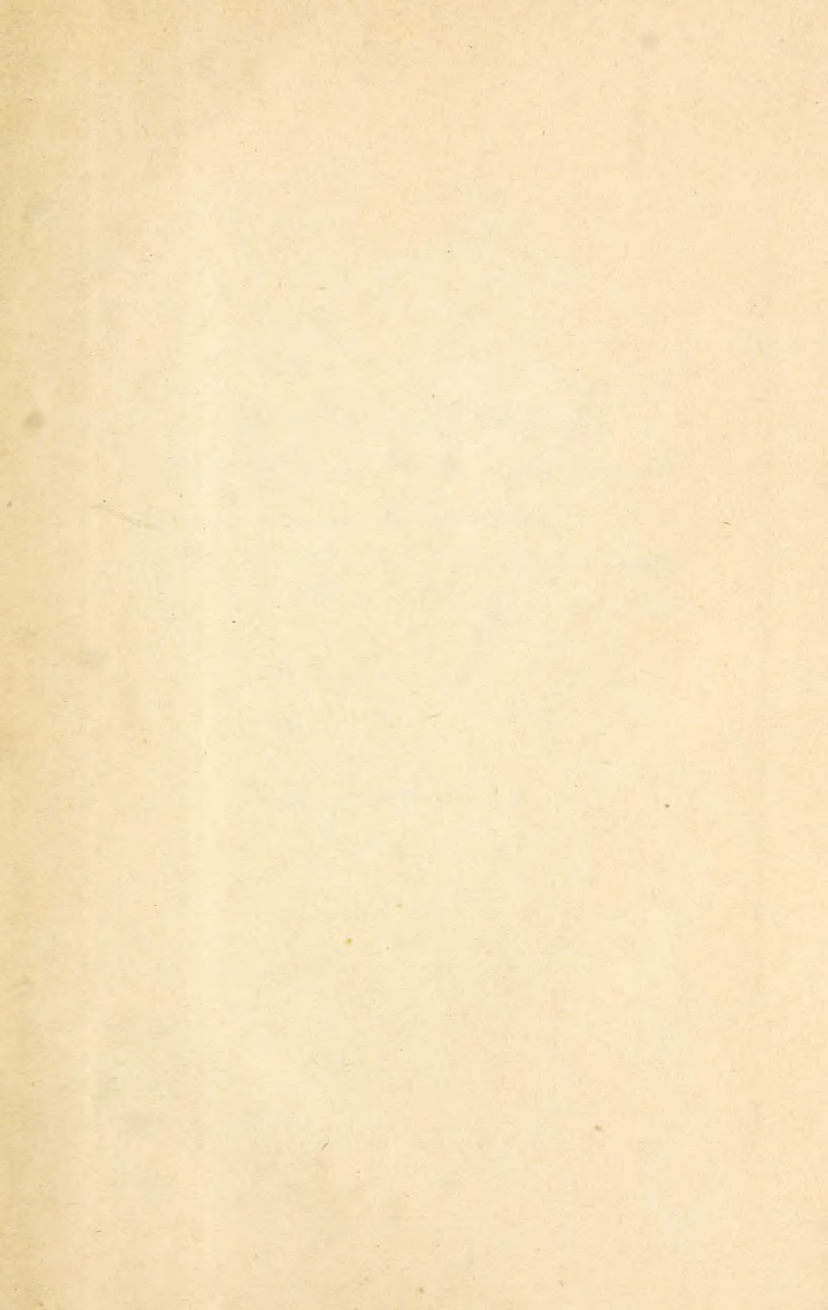
Newyorker Staatszeitung .. In seiner Schreibweise spiegelt sich die ganze analytische Kraft des vornehmen Denkers, die kristallhelle Klarheit seines gereiften Urteils ... sie klingt wie geschriebene Musik ...

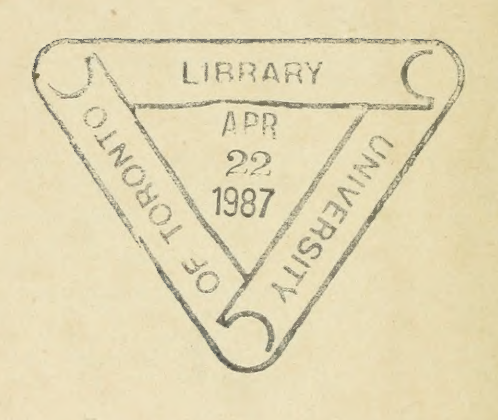
Deutsche Revue ... Man muß staunen über den reichen Geist, der in der ganzen Weltliteratur zu Hause war wie kein zweiter ...

Vossische Zeitung ... überall stößt man auf feine Beobachtungen und fruchtbare Anregungen, die für die Freunde der Literatur und des Theaters unverloren sein müssen.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen. „Alles in diesen Aufsätzen Gebotene ist so anregend, begeisternd und entzückend und schließt sich so voll und ganz in seinem inneren Werte den in den früheren Bänden veröffentlichten Abhandlungen an, daß wir, wie früher, auch diesen Band ganz besonders den Lehrerbibliotheken zur Anschaffung empfehlen."

Zeitschrift f. vergl. Litteraturgeschichte. „Wissenschaftlich im höchsten und reinsten Sinne erweist sich so der Charakter der gesamten Darstellung Aber auch als künstlerisch bildender Autor fühlt sich Bernays seinem Stoffe gegenüber. Sein Vortrag soll schon durch seine stilistische Form anziehen. Er ist darum vor allem musterhaft klar und für jeden gebildeten, nicht bloß den fachmännisch unterrichteten Leser verständlich."




LIBRARY
APR
22
1987
OF TORONTO
UNIVERSITY

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
67
B4A4
1907
c.1
ROBA


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 10 15 02 01 013 6